Band 944 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Blutgespenster



Band 944 • DM 2,20

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18

Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,50 / Spanien P 275



Blutgespenster

John Sinclair Nr. 944

Teil 3/3

von Jason Dark

erschienen am 06.08.1996

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Blutgespenster

Im zitternden Licht der vier Kerzenflammen beobachtete Lucy Tarlington eine Szene, die Menschen entsetzt hätte, sie aber durchaus erfreute.

Lucy stand so dicht vor dem trennenden Maschendraht, daß sie ihn berühren konnte, ohne die Arme auszustrecken. Sie hatte das Metall umklammert, als wollte sie es zerreißen, was ihr vielleicht auch gelungen wäre, denn in diesem Wesen steckte die Kraft eines Vampirs.

Lucy war ein Vampir. Sie lebte vom Blut der anderen schon über hundert Jahre. Und jetzt wartete sie darauf, daß sich auch die anderen Vampire hinter dem Gitter bewegten und den Weg zu ihr fanden, denn sie waren durch die Bestie erst zu Blutsaugern gemacht worden, nachdem Lucy sie von Rumänien in ein anderes Land geschleust hatte.

Unter einem Hügel hielt sie die Meute versteckt. So lange, bis die Zeit reif war, sie wieder in Freiheit zu entlassen, damit sie ihren Durst stillen konnten. Sie gierten danach, endlich wieder frisches Menschenblut trinken zu können.

Es waren nicht wenige, die ihr Versteck im Hügel gefunden hatten und jetzt durch das tanzende Licht angelockt wurden.

Jenseits des Gitters erlebte Lucy Tarlington die schattenhaften und auch kompakten Bewegungen der Leiber, denn die Untoten hatten auf dem Boden gelegen. Apathisch, mit ihren Gedanken woanders. An das sprudelnde Blut der Menschen denkend, das sie irgendwann bekommen würden, damit sie nicht mehr so verdorrt aussahen, sondern eine gewisse Frische bekamen, die der eines frisch Verstorbenen ähnelte.

Lucy hörte sie.

Lucy lächelte.

Ihr Mund war verzerrt. Ihre Vampirzähne blinkten wie kleine, frisch geputzte Dolche. Auch sie brauchte den Saft der Menschen, doch im Gegensatz zu denen hinter dem Gitter hatte sie sich schon sättigen können.

Im zweiten Teil der Höhle war das Grauen allmählich erwacht. Durch die dumpfe stickige Dunkelheit wehte ein widerlicher Geruch, für einen Menschen so gut wie nicht zu atmen, aber Lucy nahm ihn nicht wahr. Und wenn, er hätte ihr nichts ausgemacht.

Die Brut war schwach, aber die Brut bewegte sich. Keiner schaffte es, sich aus seiner liegenden und kriechenden Haltung zu befreien. Sie mußten am Boden bleiben, um ihr Ziel zu erreichen, vier tanzende Flammen, für sie wie ein Schimmer der Hoffnung.

Lucy wartete lächelnd ab, den Blick ihrer toten Augen in das Dunkel hinter dem Gitter gerichtet.

Sie krochen über den Boden wie verwundete Tiere. Sie hörte die Brut ächzen, klagende und jammernde Laute ausstoßen, die wie das Geheul ferner Hyänen klangen.

Dazwischen ein schweres Stöhnen, in dem eine tiefe Verzweiflung mitklang, aber auch schrille Laute, fast zu vergleichen mit einem hohen Gelächter.

Sie kamen.

Lucy sah die stärksten unter ihnen als erste, die sich als über den Boden schleifende Schatten dem Gitter näherten, wo die Person zu sehen war, die für ihre Veränderung gesorgt hatte.

Sie schob sich vor wie eine müde Schwimmerin. Schlaff hoben sich die Arme in die Höhe, als wollten sie dort Halt suchen, um ebenso schlaff wieder nach unten zu fallen, wo sich die Finger krümmten, um in und an irgendwelchen Ritzen im Boden einen Halt zu finden, der fest genug war, um sich daran weiterziehen zu können.

Sie kamen voran.

Stück für Stück.

Und einer von ihnen hatte die Spitze übernommen und die anderen bereits um eine Körperlänge überholt. Er war am stärksten, auch wenn er sich nicht auf den Beinen halten konnte. Er hatte es schon zweimal versucht, war aber jedesmal zusammengebrochen.

So zog er jetzt die Beine an, stieß sie vor und rutschte mit den Bewegungen eines Froschs weiter.

Er wollte zu ihr. Er schaute sie an. Lucy sah, wie er nach jeder schwerfälligen Bewegung den Kopf hob, um mit toten Augen gegen den Maschendraht zu schauen, der von seinen schwachen Kräften nicht zur Seite gebogen werden konnte.

Aber er versuchte es. Er würde nie aufgeben. Etwas lockte ihn immer, diesmal war es das Licht, und später würde es das Blut sein, das stand fest.

Lucy ließ sie kommen.

Sie amüsierte sich über ihre Bemühungen und ergötzte sich an der Schwäche ihrer Artgenossen. Sie fand es sogar gut, daß sie so schwach waren, um so ausgehungerter würden sie später sein, wenn sie die Trennung gelöst hatte, damit sich die Blutsauger im freien und auch in dem naheliegenden Ort Llanfair ausbreiten konnten.

Dort würden sie genügend Kraft tanken können. Und von dort würde der Keim auch weiter und tiefer in das Land hineingetragen werden, andere Menschen erfassen und sie in den Kreislauf des Bösen hineinziehen.

Das alles würde passieren, und sie stellte sich schon jetzt die Welt der Blutsauger vor unter der besonderen Schirmherrschaft des Vampir-Phantoms, ihrem Beschützer, ihrem Mentor, den sie vor mehr als hundert Jahren gerettet hatte. Nun zeigte er sich ihr gegenüber erkenntlich. In der folgenden Nacht würde die Welt nicht mehr so sein, wie sie jetzt noch war.

Lucy kicherte. Dieser Laut mischte sich unter die anderen schrecklichen und tierischen Laute, die ihr entgegenwehten. Sie drangen aus den bis zum Zerreißen geöffneten Mäulern der Blutsauger, und der erste war bereits so nahe herangekommen, daß sie seine Zunge erkennen konnte, die immer wieder aus dem Mund schlug, als wollte sie irgendwelche Spinnen oder Insekten fangen, die das Dunkel durchstreiften.

In der Höhle war es kalt. Es stank nach Friedhof und verwestem

Fleisch, aber auch nach Erde und Lehm. Es war der Geruch des Bösen, den die Blutsauger so liebten.

Die blutige Lucy, wie sie in der Legende auch genannt wurde, trat etwas von dem trennenden Zaun zurück, damit er ihr nicht mehr ins Gesicht schnitt, und als sie die lockenden Laute ausstieß, hörte es sich an, als würde sie hecheln.

Sie bewegte die Hände. Sie winkte. In der Hoffnung, daß die Blutsauger sie sehen würden.

Der erste zumindest strengte sich an. Wieder bewegten sich seine Hinterbeine wie die eines Frosches, wenn er das Wasser durchschneidet, aber bei dem Blutsauger schabten sie über den Boden, und er kam nicht so rasch von der Stelle.

»Du wirst es schaffen!« flüsterte ihm Lucy zu. Sie legte den Kopf schief und lächelte. »Los, du wirst es schon schaffen. Komm her! Zieh dich hoch! Du bist der erste.«

Sie erinnerte sich noch an den Blutsauger, als er noch ein Mensch gewesen war und sie ihn in Rumänien ausgesucht hatte. Eigentlich hatte sie die Rumänen als Leiharbeiter und Vampire an einen windigen Geschäftsmann verkaufen wollen, aber dieser Plan war ihr durch zwei Männer vereitelt worden. Deren Namen kannte sie nicht, aber schon der Gedanke an sie ließ Lucy schaudern, denn sie wußte, wie gefährlich diese beiden Typen waren.

Damals, in Rumänien, hatte sie daran nicht gedacht. Da war es ihr darauf angekommen, genügend Nachschub zu sammeln, und der stand jetzt vor ihr. Sie hatte den Namen des ersten vergessen, der auf das Gitter zukroch, aber sie erinnerte sich daran, wie sie ihn geholt hatte.

Von der Straße weg hatte sie ihn gelockt. Er war einer derjenigen gewesen, die von Raub und Totschlag lebten, und er hatte sich von ihr becircen lassen.

Weg von der Straße, hinein in den Wald, wo sie ihr Versteck hatte. Da war er über sie hergefallen, um sie zu vergewaltigen und noch andere Dinge mit ihr anzustellen.

Nur hatte er nicht gewußt, wer sie war.

Und das genau hatte sie ausgenutzt.

Ihre Zähne waren tief in seinen Hals gedrungen, und sie hatte sein Blut getrunken wie die größte Köstlichkeit auf Erden.

Danach war es ihr besser ergangen. Es war der erste gewesen. Gemeinsam hatten sie die anderen geholt, ebenfalls ihr Blut getrunken und die Bestien dann mit der Hilfe von Mittelsmännern über die Grenze geschafft. Von dort waren sie dann auf großen Umwegen an der englischen Westküste gelandet.

Wie der Rattenfänger von Hameln einst die Tiere und die Kinder, so hatte Lucy ihre Vampire in die gewaltige Höhle unter dem Hügel geführt, wo sie blieben.

Sterben konnten sie nicht, sie waren schon tot. Aber sie konnten dahinsiechen, über Jahre hinweg, über Jahrhunderte, warten auf das Blut, bis der Zeitpunkt reif war.

Noch nicht, aber bald…

»Komm, komm…« flüsterte sie dem ersten zu, der immer mehr in den Bereich der Flammen geriet, die nie senkrecht standen. Durch die Lücken hinter der Blutsaugerin wehte der Wind und spielte mit den Flammen. Er ließ sie tanzen, er drückte sie nach unten, dann auch wieder zur Seite und gab ihnen die Chance, sich wieder aufzurichten, wobei dann die huschenden Schatten auf der Fratze des herankriechenden Vampirs verschwanden und sein Gesicht rötlich aussah.

Die Haare auf seinem Kopf sahen aus wie wirres Kraut, das bis weit in den Nacken hing. Sie waren fettig, schmutzig und verfilzt. Ebenso mit Schmutz beschmiert war das Gesicht des Blutsaugers, und auch die Hände sahen so aus.

Er hatte es geschafft und die Arme nach vorn gestreckt. Auf dem Weg zum Zaun hin spreizte er die Finger, dann berührte er den Maschendraht, fand auch Lücken und streckte die Finger hindurch, die er sehr bald krümmte, um sich festhalten zu können.

Der Untote brauchte diesen Halt, um sich auf die Beine zerren zu können. Noch immer trug er die Kleidung, die er auch in Rumänien getragen hatte.

Eine zerlöcherte Hose. Ein fleckiges Hemd, eine Jacke, deren Stoff durch den Schmutz wie Leder glänzte.

Er lag noch immer auf dem Boden, wenn auch die Arme erhoben, um sie als Stütze zu benutzen.

Der Kopf pendelte von einer Seite zur anderen. Es sah so aus, als sollte er vom Hals fallen, aber der Blutsauger schaffte es auch, ihn nach vorn zu drücken, gegen den Draht, der seine leicht gekrümmte Nase zur Seite quetschte und sich tief in die bleiche und zugleich schmutzige Haut eingrub. Sein Maul stand schief.

»Du schaffst es!« flüsterte Lucy Tarlington dem kräftigsten ihrer Artgenossen zu. »Du schaffst es. Du wirst bald dein Blut bekommen, das verspreche ich dir.«

Der Untote sah so aus, als hätte er sich auf die Worte konzentriert und bewußt darauf gewartet, bis er genügend Kraft gesammelt hatte, um sich wieder in die Höhe ziehen zu können.

Das versuchte er dann auch, und er strengte sich dabei wahnsinnig an, wobei er trotzdem aussah wie eine Marionette, bei der der Spieler, der sie führte, erst noch übte.

Aber Lucy machte ihm Mut. Sie sprach ihn an, sie gab ihm mit ihren Händen Zeichen, und so kam er höher und höher, auch wenn er einige Male einknickte, doch er kämpfte weiter.

Immer dann, wenn er durch das eigene Gewicht wieder zusammensackte, griff er mit den Händen nach, fing sie ab, damit er die alte Position wieder erreichen konnte, um von vorn zu beginnen.

Schließlich stand er, zwar schwankend, aber das Gitter bot ihm Halt.

Noch trennte es die beiden Hälften. Auf der einen Seite befand sich die Masse, auf der anderen die einzelne Person, die gekommen war, um die Masse zu leiten.

»Gut, gut!« lobte sie ihn. »Das hast du sehr gut gemacht, mein Freund. Bald wirst du Blut bekommen, viel Blut. Du wirst es trinken können. Du schlürfst es in dich hinein. Frisches Blut, und deine Schwäche wird vergehen.« Sie streckte mehrere Finger durch ein Gitterloch und begann, den Vampir zu streicheln.

Seine Haut war alt. Sie war rissig und völlig ausgetrocknet. Aber er würde bald anders aussehen, das stand fest.

Und hinter ihm kroch das Grauen auch weiterhin über den Boden. Die Blutsauger glichen dicken, unförmigen Würmern, die irgendwo in der Tiefe ihrer Heimat gelebt hatten und nun froh waren, ins Freie gelangt zu sein. Sie bewegten sich plump, aber sie kannten das Ziel. Der Anführer hatte es ihnen gezeigt. Er hing noch immer am Zaun, die Hände im Drahtgeflecht, den Kopf schief gelegt, das Gesicht verzerrt, sein Mund stand offen, die graue Zunge schaute hervor wie ein verfaulter Brocken Fleisch.

Lucy trat zurück. Ihr Druck gegen den Zaun verschwand, und so hing nur mehr das Gewicht des Blutsaugers in den Maschen. Er drückte den Zaun nach vorn, der sich weit vorbog, dabei an den Seiten zuckte, als wollte er sich aus dem Gefüge losreißen.

Aber er hielt.

Er war stark.

Der Blutsauger federte zurück, hielt sich fest, schwankte und drehte dabei den Kopf, um zurück in das Dunkel zu schauen, wo die anderen nicht aufgegeben hatten. Das Licht lockte sie und auch das Wissen, daß jemand gekommen war, der zu ihnen hielt und sie führte.

Lucy genoß diesen Auftritt. Sie paßte eigentlich nicht in die Höhle hinein, das war nicht ihre Welt, sie hatte andere Pläne, und sie war es auch, die von ihrem unsichtbaren Helfer geleitet wurde, aber eines stand für sie fest: Die Brut würde freikommen.

Bald, sehr bald sogar…

***

Nach der Vernichtung des Vampirs durch Marek, den Pfähler, hatten wir trotzdem noch alle Hände voll zu tun gehabt, denn wir mußten uns mit den örtlichen Kollegen herumschlagen und ihnen erklären, was in dem Motel vorgefallen war.

Sir James hatte von London aus eingegriffen und telefonisch seine

Informationen und Anordnungen gegeben. Zudem war noch ein hoher Beamter des Innenministeriums eingeschaltet worden, damit er die Kompetenzen gleichschaltete und es zu keinen Beschwerden kam.

Die Kollegen waren trotzdem frustriert und konnten nicht begreifen, daß wir in dem Sinne keine Mörder, sondern irgendwo auch Erlöser waren. Nach zwei Stunden waren sie verschwunden, und wir hatten dann versucht, etwas Ruhe zu finden.

Es war uns nur mühsam gelungen. Irgendwie fühlten wir uns am Morgen wie gerädert und wurden auch sofort mit Fragen überfallen, denn die Firma, der die Motelkette gehörte, war ebenfalls informiert worden und hatte zwei Ersatzleute geschickt, weil der Betrieb eben reibungslos weiterlaufen sollte.

Im Sommer wäre es anders gewesen, aber um diese Jahreszeit befanden sich nur wenige Menschen im Motel. Vier Vertreter, die zudem andere Sorgen hatten und sich um ihren Job kümmern mußten.

Wir bekamen auch ein Frühstück serviert, über dessen Qualität sich jeder von uns ausschwieg, dann waren wir startbereit. Vor uns lagen noch einige Meilen. Wenn alles klappte, konnten wir die Westküste zu Mittag oder kurz darauf erreichen.

Auch wenn der Chef des Motels an seinem Arbeitsplatz von einem Blutsauger angegriffen worden war, die eigentliche Post würde an der Küste, in einem kleinen Ort namens Llanfair, abgehen, denn das war der Heimatort dieser Lucy Tarlington. Dort kannte sie sich aus, und wir waren sicher, daß sich in der Umgebung in den letzten hundert Jahren kaum etwas verändert hatte. Llanfair gehörte zu den Dörfern, die abseits des Stroms der Zeit lagen und sich noch ihre Eigenständigkeit bewahrt hatten, eine geschlossene Gemeinschaft bildeten, in die ein Fremder so rasch nicht einbrechen konnte. Man lebte in diesen Orten zwar in der Gegenwart, war aber mit der Vergangenheit sehr stark verbunden, mit alten Geschichten und Legenden, zu denen auch die Sage der blutigen Lucy zählte.

Vor mehr als hundert Jahren hatte sie in Llanfair gelebt, war dann verschwunden und war in dieser Zeit wieder zurückgekehrt. Wir wußten mittlerweile, daß sie sich in Rumänien aufgehalten hatte, im klassischen Land der Vampire gewissermaßen. Da hatte sie sich »erholen« und ihre Fäden ziehen können, und der große Plan war auch teilweise schon in Erfüllung gegangen, denn sie hatte ihre Opfer dank tatkräftiger Mithilfe einiger Helfer über die Grenze und später in unser Land schaffen können, wo sie dann versucht hatte, sie als Leiharbeiter unterzubringen, was ihr zum Glück nicht gelungen war, denn da waren wir als Störenfriede aufgetreten.

Dieser kleine Erfolg reichte uns natürlich nicht aus. Wir wollten Lucy Tarlington vernichten und natürlich auch ihren geheimnisvollen

Helfer, der es tatsächlich geschafft hatte, aus dem Nichts zu erscheinen, der uns wirklich als Vampir-Phantom erschienen war, geschützt durch eine Wolke, in die er immer wieder abtauchen konnte.

Leider wußte er Bescheid, daß wir ihm oder Lucy auf den Fersen waren. Er hatte ja schon gehandelt, aber wir waren ihm wieder zuvorgekommen und hatten seinen Helfer, den Chef des Motels, von seinem untoten Dasein erlöst.

Das war nicht mehr als ein Vorspiel gewesen. Jedem von uns war dies natürlich klar. Das eigentliche Drama würde woanders stattfinden, und wir hofften, daß wir es schafften, rechtzeitig zu kommen. Wenn Blutsauger frei herumliefen, dann gingen sie auf die Jagd nach Blut, dann wollten sie saugen und trinken, und niemals konnten sie genug kriegen.

Es war ein kalter Wintertag. In den letzten Jahren war es Anfang Dezember eigentlich nie so kalt gewesen. Die Temperaturen lagen um drei bis vier Grad unter dem Gefrierpunkt, was nicht weiter tragisch gewesen wäre, aber hinzu kam der Ostwind, und der wehte eisig über das Land. Es lag auch kein klarer Himmel über uns; keine blasse Wintersonne schickte ihre Strahlen auf die Erde. Die Bewölkung war ziemlich dicht, auch wenn sie sehr hoch lag. Es war Schneewetter angesagt, und des öfteren warfen wir einen Blick in den Himmel, aus dem dann die Flocken rieseln würden.

Noch hielten sie sich zurück, aber es hatte schon geschneit. An gewissen Stellen war er auch liegengeblieben und hatte die Landschaft überzogen mit seinem blassen Tuch.

Die Straßen waren zum Glück trocken, allerdings an schattigen Stellen auch leicht vereist.

Die Autobahn führte nicht bis ins nördliche Wales. Kurz hinter Birmingham war Schluß gewesen.

Wir fuhren auf einer der breiteren Schnellstraßen weiter, über Telford und Shrewsbury, dann in Richtung Oswestry und Wrexham.

Letzteren Ort passierten wir, um an die Küste zu gelangen.

Norden, Richtung Norden.

Der Wind hatte aufgefrischt. Manchmal erwischte er uns auch in Böen. Am Himmel lag zwar noch die Wolkendecke, aber sie riß hin und wieder auf, wenn sie von den Stößen durcheinandergewirbelt wurde. Die Heizung im BMW arbeitete gut, wir hatten sie aber noch nicht auf maximale Leistung gestellt.

Unser Fahrer war Suko, auf den wir uns hundertprozentig verlassen konnten. Außerdem saß er gern hinter dem Steuer, auch wenn die Fahrerei manchmal beschwerlich wurde, denn wir fuhren hinein in die Berwyn Mountains.

Mit ihrer Durchschnittshöhe von fünfhundert Metern gehörte sie

nicht zu den hohen Gebirgen, doch mit größeren Temperaturschwankungen mußte man dort rechnen.

Bill Conolly und Frantisek Marek hatten es sich auf dem Rücksitz bequem gemacht. Sie waren irgendwann eingeschlafen, das Beste, was sie machen konnten. Auch mir fielen, obwohl ich es gar nicht wollte, die Augen zu.

Wachbleiben mußte Suko, und er würde das. Ich wußte es und beneidete ihn auch darum.

Ich dämmerte vor mich hin, hörte die Geräuschkulisse, bekam auch manchmal das Schaukeln des Wagens mit, spürte ebenfalls den warmen Strom aus den Heizungsdüsen, aber das alles war irgendwie weit weg und nicht richtig nachzuvollziehen.

Realität und Traum vermischten sich. Ich sah Schatten, wo keine waren. Blasse Gesichter entstanden, fast konturenlose Fratzen, die mich aber angrinsten.

Vampire entstanden. Schreckliche Gesichter mit langen Zähnen, die sich in meinen Träumen verwandelten und sich verzerrten, als bestünden sie aus Gummi.

Ich träumte auch von Lucy, denn sie erschien aus diesem Wirrwarr der Fratzen wie das Beispiel einer klassischen Schönheit, die alles Schlechte hinter sich ließ.

Ich sah ihr Gesicht. Ich sah ihr blondes Haar. Ich sah auch ihr rotes Kleid mit dem weiten Ausschnitt, aus dem die Brüste beinahe hervorquollen, und ich sah dann den mächtigen Schatten hinter ihr. Ein fledermausartiges Untier mit weiten, ledrigen Schwingen oder Flügeln, die es an zwei Seiten einrahmten.

Das Untier stand hinter ihr wie eine Drohung und ein Beschützer zugleich. Ein Gesicht war für mich nicht zu erkennen, abgesehen von zwei roten Augen, die böse dreinschauten.

Dann löste sich das Untier in einer Wolke auf und trieb kurzerhand von Lucy weg.

Es verschwand aus meinem Traum, und ich erwachte mit einem Zusammenzucken, was auch Suko aufgefallen war.

Er schaute nach links und mich dabei an. »Na, wieder auf dieser Welt, alter Schläfer?«

»Nicht ganz.« Ich rieb meine Augen und fror trotz der Wärme im Wagen. Ich schaute nach draußen und hatte den Eindruck, die Kälte fühlen zu können.

Es mochte an der Gegend liegen, die wie erstarrt wirkte. Auf einigen Dächern lag Rauhreif, denn wir passierten soeben eine kleine Ortschaft, die mir schon sehr ländlich aussah, so daß ich den Eindruck bekam, nicht mehr weit vom Ziel entfernt zu sein.

»Wo befinden wir uns eigentlich?« fragte ich.

»Im tiefen Wales«, antwortete Suko und setzte den Blinker, weil er

eine Tankstelle ansteuerte. Als er neben einer Zapfsäule stoppte, erwachten auch Bill und Marek.

Selbstbedienung gab es hier nicht. Aus seiner Bude kam der Tankwart. Er zeigte uns ein mürrisches Gesicht, weil er aus der Wärme in die Kälte mußte. Da ich jetzt auch für ein paar Minuten der Kälte ausgesetzt war, zog ich meine Jacke an.

Der Wind schnitt mir ins Gesicht. Ich ging einige Schritte zur Seite, weil ich mich von dort besser umschauen konnte, und nahm die Einsamkeit der Umgebung auf.

Meine Blicke glitten über die sanften Hügel hinweg, ich sah die Täler, die riesigen Schüsseln ähnelten. Die dort stehenden Bäume hatten ihr Laub verloren. Sie ragten empor wie winterlich kahle Gespenster.

Eines hatte sich verändert. Es lag kein Schnee mehr, dafür war der Boden hart gefroren. Der in meinem Blickfeld liegende kleine Teich war sicherlich schon mit einer Eisschicht bedeckt.

Auch Bill hatte den Wagen verlassen. Mit noch roten Schlafaugen kam er auf mich zu. »Na, auch ein Nickerchen gehalten?«

Ich stimmte ihm zu.

Bill rieb seine Hände gegeneinander. »Da kann man Suko nur bewundern, daß er dir die Stange hält.«

»Er ist hellwach.«

»Ja, das unterscheidet uns Europäer eben von den Asiaten. Viele von ihnen haben es gelernt, über ihren eigenen Schatten zu springen. Wir lassen uns eben zu sehr hängen.«

Ich grinste schief. »Wir werden älter.«

»Auch das, aber nicht so. Fit sind wir ja immer noch.«

»Und ob.«

Der Tankwart hatte seine Arbeit beendet. Kassieren würde er in seiner Bude, und Suko folgte ihm in das Blechgebäude hinein. Auch Marek war jetzt ausgestiegen, um sich die Beine zu, vertreten. Dabei schaute er sich interessiert die Gegend an und meinte schließlich: »Wären die Berge höher und die Wälder dunkler, hätten wir uns auch in meiner Heimat befinden können. Die Kälte bin ich gewohnt. Bei uns ist es oft noch schlimmer.«

»Danke«, sagte ich, »mir reicht das jetzt schon.« Ich hatte den Kragen der Jacke hochgestellt, um die Ohren zu schützen. Die Tür der Baracke öffnete sich mit den schon bekannten Quietschlauten, dann kehrte Suko zurück.

Er lächelte uns an.

»Aha, die Langschläfer sind aufgewacht. Das ist auch gut so, denn weit ist es nicht mehr. Nur einige Kilometer noch, dann haben wir Llanfair erreicht.«

»Hast du sonst noch was erfahren?« wollte ich wissen.

Suko räusperte sich. »Nein. Zwar habe ich es versucht, aber der Mann zeigte sich ziemlich verschlossen.«

»Wollte oder konnte er nicht reden?«

»Wahrscheinlich beides nicht. Er winkte nur ab, als ich den Ort erwähnte.«

»Warum?«

»Das muß wohl für ihn so etwas wie das Ende der Welt sein, wo die Zeit stehengeblieben ist.« Er hob die Schultern. »Wir werden es selbst herausfinden.«

Wir stiegen wieder ein. Suko startete, und wir hatten wieder dieselben Plätze eingenommen.

Diesmal würde keiner von uns schlafen, das stand fest. Zwar bewegten wir uns nahe der Küste, aber das Meer hatten wir noch nicht gesehen, nur die Seevögel, die durch die Luft flogen oder sich von den Winden treiben ließen.

Hier oben gab es nur lichten Wald, der noch nicht besonders alt war, so daß wir einen relativ freien Blick hatten.

Die Straße war eng geworden. Manchmal auch sehr schmal. Sie führte an kleinen Bächen vorbei, deren Ufer mit dichtem Gesträuch bewachsen war. Sie durchschnitt die Felder und Wiesen, auf denen in den wärmeren Jahreszeiten sicherlich Kühe weideten. Jetzt war das Gras noch braun.

Je weiter wir nach Norden fuhren, um so mehr flachten die Hügel ab, bis sie schließlich nur mehr aus sanften Kuppen bestanden, die uns kaum etwas von unserem Blickfeld nahmen. War sahen mehrere vereinzelt stehende Gehöfte oder Ställe.

Es waren auch Wegweiser vorhanden. Auf einem entdeckten wir den Namen Llanfair.

»Fünf Meilen noch«, sagte Suko, als er den BMW nach links zog, auf eine Straße, die einen Belag aus kleinen Steinen zeigte und sehr glatt aussah.

Vereinzelte Bäume ragten an den Rändern hoch. Mal einige kahle Birken, dann Buchen und auch kleinwüchsige Eichen.

Der Ort war bereits zu sehen, bevor wir ihn erreichten. Nach wie vor sahen wir weit und breit kein zweites Auto. Radfahrer waren bei der Kälte wohl überhaupt nicht unterwegs.

Die Reifen rollten etwas laut und holpernd über den Belag. Im Straßengraben hatte das dunkle Wasser eine dünne Schicht aus Eis bekommen, und die ersten Häuser des Ortes, deren Dächer wir sahen, duckten sich in die Geländefalten hinein, als wollten sie sich vor den Unbilden der Natur schützen.

Die hüglige Landschaft erinnerte mich daran, daß hier früher mal eine reine Dünengegend gewesen war, die der Mensch dann der Natur abgetrotzt hatte.

»Kannst du mal anhalten, Suko?« bat Marek.
»Ja.« Als er gestoppt hatte, fragte er nach dem Grund.
»Den will ich dir nennen. Da liegt Llanfair. Dort sollen Vampire hausen. Ich habe das Pendel. Wenn sich das Böse da tatsächlich manifestiert hat, müßte es reagieren.«
»Gut, versuch es.«
Wir alle waren gespannt und schauten zu, wie Frantisek ausstieg. Er blieb neben dem BMW stehen.
Das Pendel hielt er bereits in der Hand, und der Stein zeigte nach unten.
Marek drehte sich leicht um die eigene Achse, als wollte er sich eine bestimmte Richtung suchen. Er nahm uns dabei den Blick auf sein Pendel, aber er blieb schließlich stehen, so daß wir erkennen konnten, wie der Stein auch weiterhin ruhig über dem hart gefrorenen Boden schwebte.
Er bewegte sich nicht.
Auch nicht im Wind, denn wir standen hier relativ geschützt. Ich ließ die Scheibe nach unten fahren und sprach in die kalte Luft hinein. »Wie sieht es aus, Frantisek? Klappt es nicht?«
»Es ist etwas da«, antwortete er, ohne mich dabei anzuschauen. »Ich spüre es genau.«
»Wo und was?«
»Warte noch.« Marek merkte sehr genau, daß etwas durch seine Hand rieselte. Es mußte den Weg vom Stein her durch die Glieder der Kette genommen haben. Er spürte in den Fingern ein ungewöhnliches Kribbeln, aber mehr tat sich noch nicht. Auch als er gegen die Augen des Gesichts schaute, war das rote Schimmern nicht zu erkennen.
Das Pendel zuckte, aber nur leicht. Zuerst nach links, dann nach rechts, und es hörte nicht auf.
Das Pendel schwang. Der Wind trug daran nicht die Schuld. Nur waren die Schwingungen sehr begrenzt, der Stein holte niemals aus, um einen weiteren Weg zu nehmen.
Sie waren da, das wußte Marek jetzt. Um den genauen Ort zu finden, hätte er eine Hundertschaft benötigt. Die Zeit blieb ihm zunächst nicht, denn es würde nicht mehr lange dauern, dann fiel die Dämmerung über das Land.
Er stieg wieder ein. »Ihr habt es gesehen und mitbekommen?« fragte er uns.
»Nicht so genau«, sagte Bill.
Marek schaute noch für einen Augenblick auf das Pendel. »Es hat sich bewegt«, flüsterte er. »Leicht nur, aber das geschah nicht, weil es vom Wind erwischt wurde.« Sein Blick bekam etwas Eisiges, als er flüsterte: »Sie sind hier, das weiß ich jetzt. Nicht hier in unserer direkten Nähe, aber sie sind vorhanden. Versteckt, verborgen, wo wir sie nicht finden

sollen. Ich weiß es.«

»Im Ort?« fragte ich.

Er hob die Schultern. »Erst als ich mich in eine bestimmte Richtung drehte, spürte ich den Ausschlag. Aber das habt ihr ja selbst gesehen.«

»Du hast nicht auf den Ort geschaut.«

»Das ist richtig, Bill.«

Der Reporter tippte mir auf die Schultern. »Was meinst du? Fahren wir nach Llanfair hinein, oder schauen wir uns schon jetzt in dieser Umgebung um?«

»Erst mal in den Ort. Wir brauchen noch Informationen. Es kann durchaus sein, daß Lucy dem einen oder anderen erschienen ist und er sie für ein Gespenst gehalten hat.«

»Falls der Zeuge oder die Zeugin überhaupt gewußt haben, wer sie ist.«

»Das vorausgesetzt.«

Suko drehte den Zündschlüssel herum und startete. Langsam rollten wir an.

Im Westen färbten sich die Wolken rot. Rot wie Blut.

Ein böses Omen?

Ich hoffte es nicht…

***

Lucy hatte den Rest der Nacht und auch den Tag in einem Versteck verbracht, ohne Blut getrunken zu haben. Zwar sehnte sie sich danach, und sie hatte auch daran gedacht, wieder in ihr Haus zurückzugehen, aber sie wollte doch lieber in der Nähe des Vampirverstecks bleiben, um so schnell wie möglich eingreifen zu können, falls es nötig war und auch ihre Pläne störte.

Der Tag litt unter der Kälte. Er dämmerte dahin. Lucy spürte nichts. Sie war immun, während die Menschen unter ihrer dicken Winterkleidung kaum zu sehen waren.

In den Häusern brannte das Holz in den Kaminen. Rauch lag wolkengleich über den Hausdächern.

Jedes Geräusch kam in der Stille überlaut rüber. Oft genug zuckte Lucy zusammen, aber sie tat nichts. Sie hielt sich im Zaum, und sie war froh, als sie das erste Rot weit im Westen am Himmel entdeckte.

Die verdammte Sonne, die tagsüber nicht zu sehen gewesen war, verabschiedete sich. Sie schickte einen letzten roten Gruß in die Wolken hinein, als wollte sie der Blutsaugerin ein Zeichen geben, das Lucy auch als ein solches verstand.

Sie erhob sich aus dem Versteck unter der kleinen Steinbrücke, die einen breiten Bach überspannte, dessen Wasser zwar noch floß und sprudelte, wobei sich an den Seiten schon hell schimmernde Eiskrusten festgesetzt hatten.

Lucy stieg die Böschung hoch. Ihre Sinne waren voll darauf ausgerichtet, irgendwelche Gefahren zu entdecken. Sie sofort wahrzunehmen, um dann handeln zu können.

Diese Nacht würde wichtig werden. Sie würde die Brut freilassen, damit sich ihre Artgenossen ungehemmt am Blut der Menschen bedienen konnten. So sollte es laufen, aber Lucy wußte auch, daß sie Feinde bekommen hatte, mit deren Erscheinen sie nicht hatte rechnen können. Und diese Feinde würden nicht aufgeben, davon ging sie aus.

Kaum hatte sie die Böschung hinter sich gelassen, da hörte sie eine Stimme. Wäre sie ein normaler Mensch gewesen, hätte sie das menschliche Organ nicht hören können, weil die Entfernung einfach zu groß war, aber ihre geschärften und auf Gefahr trainierten Sinne reagierten eben anders und viel sensibler.

Nicht nur eine Stimme. Es waren mehrere. Irgendwo vor ihr befanden sich Männer und sprachen miteinander. Die klare Luft trug den Schall sehr weit.

Sie war gewarnt, denn es erreichten sie plötzlich Ströme, mit denen sie gar nicht zurechtkam. Zu erklären waren sie nicht, sie waren einfach da und sie kamen Lucy vor wie Informationen, die einzig und allein ihr galten.

Sie wußte auch nicht, wo die Männer standen. Vor ihr, hinter den Bäumen und Büschen, wo die normale Straße herführte, die sie nicht sehen konnte.

Lucy duckte sich und berührte das gefrorene Laub auf dem Boden. Die Ströme spürte sie auch weiterhin. Etwas war dabei, das sich an sie herantastete, als wollte es genau herausfinden, wo sie sich versteckt hielt.

Sie wartete. Es ging ihr nicht gut. Die Stimmen irritierten sie. Lucy bohrte in ihrer Erinnerung. Sie wollte herausfinden, was die Stimmen bedeuteten, und sie wunderte sich zudem auch über ihre eigene Besorgtheit.

Menschen waren normalerweise für sie Opfer, in diesem Fall aber kam es ihr ganz anders vor.

Keine Opfer - oder nur bedingt, denn sehr wohl registrierte sie den feindlichen Ansturm.

Feinde!

Auch die Stimme, die sie unter den anderen deutlich erkannt hatte. Oder sogar zwei bekannte Stimmen. Noch in der gehockten Haltung ballte Lucy vor lauter Wut die Hände. In ihrer Rechten zerknirschte ein altes Blatt unter dem Druck.

Sie dachte zurück an das Hotelzimmer, in das die beiden Fremden gestürmt waren. Sie hatten dort auch gesprochen, und Lucy hatte jetzt ihre Stimmen wiedererkannt.

Das waren die beiden.

Ja, das waren sie. Und sie waren nicht allein, denn sie hatten Helfer mitgebracht.

Etwas tastete sich auf sie zu. Es war unsichtbar, sie spürte es nur, und sie konnte nicht gerade sagen, daß es ihr gefiel. Da war jemand vorhanden, der nach ihr suchte, nach ihr forschte. Er wollte sie und keine andere.

Lucy stöhnte auf. Sie bewegte sich. Das Laub knirschte unter ihrem Körper. Sie lauschte irgendwelchen Geräuschen, die sich ihr näherten, aber sie hatte Glück.

Ein anderes Geräusch ließ sie aufhorchen. Jemand startete ein Auto. Dann fuhren ihre Feinde davon.

Lucy wartete noch eine Weile. Erst als sie sicher sein konnte, daß niemand mehr so schnell zurück-kehrte, richtete sie sich wieder auf und merkte auch, daß es ihr besser ging.

Sie grinste scharf.

Man war ihr auf den Fersen. Man wollte sie haben. Aber die anderen hatten das Ziel noch nicht gefunden. Zwar waren sie zu viert, daran aber störte sich Lucy nicht.

Sie und ihre Artgenossen befanden sich in der Überzahl, und die Häscher konnten nicht überall gleichzeitig sein.

Es wurde Zeit, daß sie ihren Plan endlich in die Tat umsetzte. Ihre Freunde sollten nicht mehr lange als Gefangene in der Erde hocken…

***

Die Brut hatte bereits gewartet. Mit dem letzten Rotlicht der untergehenden Sonne schaffte Lucy es, ihr Ziel zu erreichen, und sie räumte die Hindernisse am Eingang der Höhle zur Seite.

Die Kerzen waren längst zu einem starren Brei verbrannt, was jetzt egal war. Sie fand sich auch in der Dunkelheit zurecht, ebenso wie die anderen Artgenossen, die allesamt den trennenden Zaun erreicht hatten und sich gegen ihn drückten, aber es dank ihrer noch zu schwachen Kräfte nicht schafften, ihn zu zerstören.

Lucy Tarlington kam sich vor, als hätte sie ein düsteres Gemälde betreten. In der Höhle war es kalt.

Es gab kein Licht mehr, nur die fahle Dunkelheit umgab sie, vermischt mit einem widerlichen Geruch.

Schattenhaft sah sie ihre Freunde hinter dem Gitter. Bleiche Hände, blasse Gesichter, die sich gegen den Draht gepreßt hatten, ihn nach vorn drückten, den Zaun aber trotz ihrer Masse nicht aus der Verankerung an den beiden Gangseiten reißen konnten.

Einige hatten versucht, ihre Hände und dann die Arme durch die Lücken zu pressen. Bei den Händen war es ihnen teilweise gelungen, bei den Armen allerdings nicht. Für sie waren die Öffnungen einfach zu klein. Sie hatten die Form von Waben, und die hindurchgestreckten

Finger sahen aus wie starres Gewürm.

Kaum hatte Lucy die Höhle betreten, da bewegten sich die am Draht hängenden Blutsauger. Köpfe und Körper zuckten. Sie gaben sich noch mehr Mühe, den Zaun zu zerstören. Sie flehten auf ihre Weise um Hilfe, denn aus den weit aufgerissenen und nach Blut gierenden Mäulern drangen schreckliche Laute, wie sie selbst von irgendwelchen Tieren kaum ausgestoßen werden konnten.

Lächelnd blieb Lucy vor ihnen stehen und betrachtete ihre Brut. Sie fühlte sich gut, sie war eine Person, die auf einen hohen Berg gestiegen war, um von dort aus ihr Volk zu befreien und zuzuschauen, wie es sich in einer neuen Welt verhielt.

Die Vampirin war so dicht an das Gitter herangetreten, daß sie die Hände und Gesichter berührten konnte. Wieder strich sie über die alte Haut. Manchmal war sie hart und rissig, dann wieder weich wie alter Teig. Bei den Rissen gab sie einige male nicht acht. Da klemmten plötzlich ihre Fingernägel fest, und als sie dann die Hand weiterbewegte, riß die Haut weiter ein, und kleine Fetzen blieben unter ihren Fingernägeln zurück, aber es floß kein Tropfen Blut aus den größer gewordenen Wunden.

Auch sie zerrte am Zaun.

Er bog sich ihr entgegen. Die Masse der Körper ebenfalls, aber Lucy ließ sie wieder zurückschnellen.

»Ich weiß, was ihr wollt!« flüsterte sie. »Ihr wollt Blut. Ihr wollt die Menschen haben. Ihr wollt ihren Saft trinken. Er soll aus den Wunden in eure Mäuler sprudeln. Okay, ihr werdet es bekommen. Bald schon, sehr bald, denn draußen lauert bereits die Dämmerung.«

Lucy ging zur Seite, wo in der Mischung aus Fels und Lehm die Haken festklemmten, die den Zaun hielten.

Lucy löste sie.

Der Druck verlagerte sich nach vorn. Sie spürte die Spannung des Geflechts, dann zerrte sie auch die untere Seite los, und plötzlich kippte die Masse der Leiber zusammen mit dem Drahtgeflecht nach vorn, und die Körper klatschten zu Boden, wo sie sich herumkugelten, übereinander fielen, sich gegenseitig schlugen und erst allmählich begriffen, daß es kein Gitter mehr gab, das sie festhielt.

Sie waren frei.

Endlich!

Und tatsächlich war es ihr Anführer, dem dies zuerst klar wurde. Lucy hatte sich wieder zurück auf den Ausgang bewegt. Sie schaute zu, wie der Anführer seine Beine unter dem Druck der anderen Körper wegzog, nach vorn kroch und sich dann aufrichtete. Er hätte es nicht sofort geschafft, weil er noch zu sehr taumelte, aber Lucy Tarlington unterstützte ihn dabei und hielt seine Hände fest.

Er fiel in ihre Arme.

Lucy streichelte ihn. Sie bemerkte das Zucken. Es beschränkte sich nicht nur auf seinen Körper, sondern hatte auch sein Gesicht erfaßt, besonders die Mundgegend, aber das Beißen und das Schlagen der Zähne in das Fleisch der Menschen würde er sich noch verkneifen müssen.

Lucy dachte an seinen Namen. Er hieß Simescu, und es interessierte sie, ob er darauf noch hörte.

Zunächst aber stemmte sie ihn zurück. Er lief auch nach hinten als torkelnde, Arme und Beine ungleichmäßig bewegende Gestalt, und er wurde diesmal von seinen Artgenossen abgestützt, die bereits über das schief hängende Gitter ins Freie gekrochen waren.

Auch Lucy blieb nicht mehr länger in der Dunkelheit des Hügels zurück. Sie trat hinaus ins Freie und hinein in einen schattigen, von grauer Düsternis erfüllten Dom, in dem keine Säulen standen, sondern kleine, kahle Bäume, die erst wieder nach dem Winter erwachen würden.

Sie spürte den Wind, der ihr nichts ausmachte. Sie hörte das Rascheln der froststarren Blätter, wenn der Wind mit ihnen spielte und sie über das andere Laub schob. Und sie hörte das Brechen der trockenen Büsche hinter sich, drehte sich um und sah, daß die Masse der Vampire dabei war, das unterirdische Gefängnis zu verlassen.

Simescu kam als erster. Noch war er ein auf allen vieren kriechender Schatten mit bleichem Gesicht und dunklen Augen, in dem die wahnsinnige Gier nach Blut stand…

***

»Darauf müssen wir einen trinken!« sagte der Mann und verteilte die Gläser auf dem Tisch, den wir umsaßen. In der Mitte stand eine Literflasche mit bestem Whisky, selbstgebrannt, wie der Mann uns versichert hatte.

Der Mann war groß, breit in den Schultern, sein Haar zeigte eine braune Farbe, die sich auch in seinem Vollbart fortsetzte. Seine Nase saß etwas schief und schien irgendwann einmal gebrochen worden zu sein, aber das störte nicht den sympathischen Eindruck, den der Mann auf uns machte.

»Ja«, wiederholte er, »darauf müssen wir einen nehmen. Meine Güte, wenn ich das meiner Frau erzähle, die gleich zurückkommen wird, die wird es kaum fassen.«

»Es ist auch beinahe unmöglich, Mr. Tarlington«, sagte ich.

»Genau, unmöglich.« Bevor er einschenkte, schüttelte er den Kopf, und ich dachte daran, wie wir zu ihm gefunden hatten.

Wir waren in den kleinen Ort hineingefahren und hatten uns schon vorher überlegt, daß es die Familie Tarlington möglicherweise noch gab. Lucy war damals ja nicht allein gewesen. Sie hatte Eltern und

Verwandte gehabt, und in den einsamen Dörfern war es zumeist so, daß sich die Generationen über Jahrhunderte hinweg hielten, denn viele waren miteinander verwandt und verschwägert.

Wir hatten uns bei einer Frau erkundigt, die wir vor ihrem Geschäft getroffen hatten, in dem es alles zu kaufen gab, was man irgendwann benötigte. Von der Rolle Nähgarn, dem Kochtopf und Werkzeug bis hin zu den wichtigsten Lebensmitteln.

»Tarlington?« hatte die Frau gefragt.

»Ja.«

»Welchen?«

»Gibt es mehrere?«

»Eine Familie.«

»Dann den wichtigsten.«

Bill hatte mit ihr gesprochen gehabt, und so wußten wir, daß Jack Tarlington in diesem Dorf der Bürgermeister und Hilfspolizist war. Er jedenfalls hatte das Sagen und auch die Arbeit, wenn es um verwaltungstechnische Belange ging, vor allen Dingen bei Auseinandersetzungen mit der Kreisstadt und den übrigen Behörden.

Für uns spielte es keine Rolle. Wir waren froh, gerade ihn gefunden zu haben und in seinem Haus in der Ortsmitte zu sitzen, in einer großen Wohnküche mit Kamin, in dem sich die Flammen knisternd in die Holzscheite hineinfraßen.

Wir hatten ihm mit wenigen Worten erklärt, weshalb wir gekommen waren, und sein Mißtrauen vor dem Quartett der Fremden war sehr schnell gewichen.

Der Whisky schimmerte in den Gläsern. Das Teewasser war auch schon aufgesetzt, und Tarlington prostete uns zu. Das Glas verschwand beinahe in seinen mächtigen Pranken.

Mit einem Trinkspruch hielten wir uns zurück. Uns fiel nichts ein, auf das wir speziell trinken sollten. Der Stoff war wirklich gut, was Bill und ich lobend erwähnten. Suko und Marek hatten nur genippt, aber Jacks Glas war leer.

Er legte seine Faust auf den Tisch und öffnete sie. Das Glas wurde sichtbar.

Tarlington zog seine Stirn faltenkraus und fragte noch einmal nach.

»Euch geht es um Lucy Tarlington.«

»Ja«, sagte ich.

»Um die alte Geschichte.«

Ich nickte.

»Aber das ist Sage, das ist eine Legende.« Er schüttelte den Kopf. »Wie kann man so etwas als eine Tatsache akzeptieren?«

»Es gibt hin und wieder Hinweise«, erklärte Bill, »daß gewisse Legenden oder Sagen nicht unbedingt erfunden sind. Und diese Lucy Tarlington hat es ja vor über hundert Jahren gegeben. Da sind wir uns

doch einig.«
»Das bestreite ich nicht.«
»Würden Sie denn akzeptieren, daß sie noch existiert?« fragte Bill. »Und zwar so ähnlich, wie sie einmal ausgesehen hat?«
Jack Tarlington räusperte sich. Es war ein Zeichen seiner Verlegenheit. Er suchte nach einer Antwort und hob die Schultern. »Nein, eigentlich nicht. Daran glaube ich nicht. Ich, ich bin einfach hören Sie doch auf! Es ist unmöglich.«
»Aber es gibt eine Geschichte über sie«, fuhr Bill fort.
»Ja«, bestätigte er. »Sie wurde die blutige Lucy genannt. Einige sprechen davon, daß sie Menschen umgebracht hat, andere wiederum sagen, daß sie ein Vampir gewesen ist. Jedenfalls war sie eine Einzelgängerin. Sie hat in einem Haus abseits von Llanfair gelebt, das Haus gehörte meinem Urgroßvater oder sogar Ururgroßvater. Die Familie ist aber später, bereits in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, hier in den Ort gezogen. Das Haus stand leer.«
»Ist niemand dort eingezogen?«
»Nein, Mr. Conolly.«
»Aber es gehört jetzt Ihnen?«
»Ja, unserer Familie. Und wir sind dabei, es umzubauen. Wir wollen so etwas wie ein Hotel daraus machen. Bed & Breakfast. Man muß ja irgendwie sein Geld verdienen, aber soweit ist es noch nicht. Erst im Sommer nächsten Jahres wollen wir eröffnen. Noch steht es leer.«
»Und es ist auch niemand dort gesehen worden?« fragte ich.
Jack Tarlington schaute erstaunt. »Ich kann mir denken, auf wen Sie hinauswollen, Mr. Sinclair. Sie denken an Lucy.«
»Sicher.«
»An die alte Lucy?«
»Genau, warum?«
»Es gibt noch eine andere Lucy. Aber davon später. Die alte Lucy ist nicht gestorben, sie ist zurückgekehrt, und sie soll tatsächlich eine der beiden Personen gewesen sein, so wie sie in unserer alten Dorflegende vorkam.«
»Eine Vampirin!« flüsterte Marek und brachte uns zunächst durch seine Bemerkung zum Schweigen.
Jack Tarlington goß sich Whisky nach. Er starrte in das Glas, ohne zu trinken. »Verdammt, Sie sagen das so ernst, daß ich es fast glauben könnte.«
»Es ist wahr, Mr. Tarlington.«
»Aber damit komme ich nicht zurecht. Auch nicht, daß Sie von der Polizei sind. Sie müßten doch an so etwas erst recht nicht glauben. Allerdings kann ich darüber nicht lachen.« Er trank und redete weiter. »Wenn sie tatsächlich zurückgekehrt ist und tatsächlich ein Vampir ist, dann wird sie sich auch so verhalten, denke ich mal, und dann würde

das leider wahr, was man in Büchern lesen und in Filmen sehen kann. Sind Sie deshalb hier?«

Diesmal sprach Suko. Er bestätigte dies und fragte sofort nach. »Ist sie vielleicht hier schon gesehen worden?«

»Wie meinen Sie das?«

»In den letzten Tagen oder Nächten?«

»Wohl eher in den Nächten. Davon habe ich nichts gehört. Die Menschen bleiben auch in den Nächten in den Häusern. Bei dieser Kälte treiben sie keinen in der Dunkelheit vor die Tür, das kann ich Ihnen versprechen. In den Nächten haben wir nichts gesehen, aber auch am Tag nicht. Es gibt keine Hinweise.«

Ich übernahm wieder das Wort und ich wußte auch, daß ich Jack Tarlington einen weiteren Schock versetzen mußte. »Es geht hier nicht nur um Lucy«, sagte ich leise. »Wir sind davon überzeugt, daß sie in der letzten Zeit zahlreiche Helfer hier in der Nähe versteckt hat. Wenn ich von Helfern spreche, dann meine ich damit ihre Artgenossen, also ebenfalls Vampire.«

»Was?« Tarlington starrte mich an, als hätte er nicht richtig gehört. »Noch mehr Vampire?«

»Ja. Und sie werden sicherlich freikommen, darauf müssen wir uns gefaßt machen.« Ich deutete auf die Fensterscheibe, hinter der die Finsternis lag. Das nächste Licht war ziemlich weit entfernt, denn das Fenster führte zum Garten hinaus.

»Freikommen?« flüsterte Tarlington und raufte seine Haare. »Vampire, die freikommen und durch unseren kleinen Ort wandern. Das kann ich nicht fassen, das ist unbegreiflich.«

»In der Regel schon, aber wir gehen davon aus, weil wir auch entsprechende Hinweise haben.«

Er schaute uns an und schüttelte dabei den Kopf. Tarlington saß an der Schmalseite des rechteckigen Tischs. Seine mächtige Gestalt schien zusammengeschrumpft zu sein, denn er hatte viel von seiner eigentlichen Sicherheit verloren.

»Uns würde interessieren, ob es hier in der Gegend Verstecke gibt, in denen Lucy die Brut verbergen kann«, sagte Suko. »Sie hat ihre Helfer schon vor einiger Zeit hergeschafft. Da sie nicht aufgefallen sind, müssen sie versteckt gehalten worden sein.«

»Klar, wenn man es so sieht.«

»Gibt es ein derartiges Versteck?«

»Wie viele sind es denn?«

Darauf konnten wir ihm keine konkrete Antwort geben. »Man muß mit dem Schlimmsten rechnen«, sagte ich mit leiser Stimme.

Tarlington hob die Schultern. Selbst sie schienen zusammengefallen zu sein. »Ich habe keine Ahnung, wo man diese Brut verbergen könnte.«

»Da sie mit Lucy gemeinsame Sache macht, käme möglicherweise das alte Haus in Frage.«

»Nein, Mr. Conolly. Das hätten wir längst bemerkt, denn dort sind Umbauarbeiten im Gange. Auch die Keller werden entfeuchtet und frisch gekälkt. Kein Handwerker hat jemals etwas Fremdes dort entdeckt, abgesehen von irgendwelchen Tieren.«

»Dann muß es ein anderes Versteck geben!«

»Aber wo?«

»Sie kennen sich besser aus, Mr. Tarlington.«

Er wiegte den Kopf und dann seinen gesamten Körper. »Ja, ich kenne mich aus, aber ich weiß von keinem Gebäude oder Versteck, das so viele Menschen aufnehmen kann.« Er schaute Bill an. »Oder haben Sie vielleicht eine Idee, Mr. Conolly?«

»Nein, ich bin hier fremd.«

Marek mischte sich ein. »Ich komme aus einem anderen Land«, sagte er, »und die Gegend ist eine ähnliche wie hier. Bei uns aber gibt es noch alte Stollen und Gänge, die tief in die Berge hineinführen. Auch unterirdische Höhlen, in denen sich zu früheren Zeiten die Kämpfer des Widerstands versteckt gehalten hatten. Ich kann mir deshalb denken, daß wir auch hier so etwas finden.«

Tarlington überlegte. »Bunker?« Er schüttelte den Kopf. »Nein, bis hierher ist der Krieg damals nicht gekommen, das weiß ich. Aber Höhlen gibt es schon.«

»Aha.«

»Sie sind leer.«

»Woher wissen Sie das?« fragte Suko.

»Weil Kinder darin spielen. Außerdem sind es nur kleine Höhlen, entstanden aus einer Laune der Natur. Nein, nein, da sind sie auf dem falschen Dampfer.«

»Es könnte aber eine größere Höhle dazwischen sein«, bemerkte ich.

Tarlington nickte sehr bedächtig. »Das streite ich nicht ab. Ich kenne mich da nicht aus. Ich bin zwar ein Naturmensch, in Höhlen und Stollen habe ich mich bisher nicht herumgetrieben. Vielleicht ist Lucy darüber besser informiert gewesen, falls sie denn zurückgekehrt ist, was ich noch immer nicht glauben kann.«

»Uns wäre es auch lieber, wenn wir die Reise grundlos angetreten hätten«, sagte ich. »So aber müssen wir darauf vorbereitet sein, daß es eine außergewöhnliche Nacht werden kann.«

»Das ist doch wohl untertrieben, Mr. Sinclair.«

»Stimmt, und deshalb sollten wir schon jetzt etwas dagegen unternehmen und entsprechende Vorbereitungen treffen.«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Sie sind aber wichtig«, sagte ich lächelnd. »Sie kennen die Menschen hier. Gehen Sie zu Ihnen. Raten Sie den Leuten, in den Häusern zu

bleiben. Sie sollen sie nicht verlassen, die Türen verschließen und…«
»Sie gehen sowieso nicht raus. Bei dieser Kälte…«
»Trotzdem müssen Sie etwas sagen.«
»Aber man wird mir nicht glauben, Mr. Sinclair.«
»Warum nicht? Die Geschichte der blutigen Lucy ist bekannt. Sie endet doch damit, daß Lucy verschwunden und nie wieder aufgetaucht ist. Es wurde hier ein Tagebuch gefunden, deshalb sind wir ja auf ihre Spur gestoßen. Ein Freund meines Freundes«, ich deutete auf Bill, »fand dieses Tagebuch.«
»Och! - Wer war das denn?«
»Sam Fisher«, antwortete Bill.
»Der gute Sam. Ich kenne ihn. Wir sind zusammen aufgewachsen. Ihn zog es dann weg.«
»Er lebt nicht mehr.«
Jack starrte Bill beinahe böse an. »Wieso? Wieso lebt er nicht mehr. Er war doch nicht alt.«
»Man brachte ihn um.«
Tarlington stieß die Luft pfeifend aus. »War es Lucy?«
»Nein, aber einer ihrer Helfer, der festgenommen werden konnte. Sie sehen also, Mr. Tarlington, daß wir wirklich nicht zum Spaß hier sind. Und sie sollten uns unterstützen,«
Er nickte vor sich hin. »Ja, allmählich glaube ich es auch, aber ich möchte noch mal auf Lucy zurückkommen. Allerdings nicht auf die Lucy, um die es Ihnen geht.« Er schüttelte den Kopf. »Es ist eine andere Lucy, ein Kind, zehn Jahre alt. Sie heißt Lucy. Tarlington und ist meine Tochter, verdammt!« Er schlug mit der Faust auf den Tisch und beugte seinen Oberkörper so weit vor, als wollte er ihn ebenfalls über die Platte legen.
»Wo ist sie denn jetzt?« fragte ich.
»Nicht hier!« flüsterte der Mann.
»Sondern?«
Jack Tarlington wollte eine Antwort geben, aber er kam nicht dazu, denn wir alle hörten das Geräusch an der Haustür…

***

Sie kamen, und sie kamen der Reihe nach!
Jeder Blutsauger hatte seine Höhle verlassen. Er kroch über den harten, frostkalten Boden auf das Gebüsch zu, das den Eingang verdeckte, aber jeder Blutsauger wußte auch, wie er seine Arme zu gebrauchen hatte, und mit den Händen schufen sich die Vampire die Lücken, die sie brauchten, um freizukommen.
Simescu hatte sich bereits erhoben. Er stand neben Lucy Tarlington und glotzte ins Leere, wobei er seinen Mund bewegte, ihn mal öffnete, dann wieder schloß und immer mit der Zunge spielte, die aus dem

Spalt hervorhuschte, um dann mit klatschenden Geräuschen wieder in der Mundhöhle zu verschwinden.

Lucy war sehr zufrieden, und sie kam auch mit der Dunkelheit zurecht. Selbst der Mond war hinter dem dicken Gebräu aus Wolken verschwunden, und die langen Schatten der Dunkelheit machten aus dem lichten Wald auf der Hügelkuppe eine gespenstische Bühne.

Llanfair lag in der Nähe. Die Gruppe der Blutsauger mußte nur über die Seite des Hügels laufen und würde die ersten Lichter schon sehen können, wenn die Bäume hinter ihnen lagen. Dann gab es nichts, was ihren Blick noch hätte stören können.

Lucy wartete, bis auch der letzte Vampir die Höhle verlassen hatte. Es war ein kleiner Mensch gewesen, und so klein war er auch geblieben. Es waren ihm auch keine Haare gewachsen, und sein kahler Kopf schimmerte wie eine dunkle Halbkugel aus Metall, aber aus seinem breiten Maul wuchsen scharfe Zähne hervor, die bereit waren, sich in menschliche Hälse zu schlagen.

Der glatzköpfige Untote trug einen Mantel, der ihm zu lang war und hinter ihm herschleifte, als er zu den anderen torkelte. Er hielt sich nur mit Mühe auf den Beinen, das aber würde nach dem ersten Trank vergessen sein, davon ging Lucy aus.

Keiner kroch mehr aus der Höhle. Sie waren jetzt alle befreit. Für einen Moment kam sie sich vor wie in Rumänien, denn dort hatte sie eine ähnliche Situation erlebt. Da war sie auch von den Blutsaugern umringt gewesen und hatte sie geführt.

Sie sprach ihre Brut an. »Mich hat man damals die blutige Lucy genannt. Ich will heute, daß ihr mir helft, diesem Namen wieder eine neue Ehre zu geben. Der Ort liegt vor uns. Die Menschen warten dort. Geht hin, packt sie euch und trinkt ihr Blut!«

Sie hatte schreien wollen, aber ihre Stimme war auf halbem Weg unterbrochen worden, und deshalb hatten die letzten Worte so erstickt geklungen. Und auch Lucy spürte, daß es in ihrem Innern kochte. Sie brauchte den Trank, sie brauchte das Blut, unbedingt, immer und immer wieder…

***

Wir, die Gäste, hatten eine Weile unbeweglich auf unseren Stühlen gesessen, um den Geräuschen zu lauschen, aber Jack Tarlington hatte sich sehr bald entspannt, winkte ab und sagte: »Es ist nur meine Frau Donna, die zurückkehrt. Sie entschuldigen mich für einen Moment. Ich möchte sie auf den Besuch vorbereiten.«

»Natürlich«, sagte ich.

Tarlington verließ die Küche, und wir blieben nicht eben fröhlich zurück. Keiner von uns gehörte zu den Panikmachern, aber wir mußten in diesem Ort mit allem rechnen, das stand fest. Mit jeder

Minute, die verging, konnte die unheimliche Gefahr ihren Ring enger um Llanfair ziehen, und das war verdammt gefährlich.

Vom Flur her hörten wir die Stimmen der Tarlingtons. Er redete leise, aber intensiv auf seine Frau ein, nur hin und wieder von einem erstaunten Ausdruck unterbrochen. Einige Male fiel der Name Lucy.

Dann verstummten die Stimmen, und wenig später betraten beide die Küche, wobei Jack seinen Arm fürsorglich um die Schultern seiner Frau gelegt hatte.

Donna Tarlington wurde von ihm vorgestellt, er nannte auch unsere Namen. Wir erhoben uns, begrüßten die Frau, die im Gegensatz zu ihrem Gatten eine zierliche Person war.

Klein, mit lackschwarzen Haaren, die glatt um ihren Kopf herumlagen wie ein Helm. Das Gesicht zierte eine zierliche Nase, ein kleiner Mund und große, dunkle Augen.

Die dicke Winterkleidung hatte sie abgelegt. Donna trug jetzt eine schwarze Hose und einen roten Pullover mit einem hohen Rollkragen. Sie lächelte scheu, setzte sich auf den Stuhl, den Jack geholt hatte, und schaute uns an.

»Hat Ihr Gatte Ihnen erklärt, weshalb wir nach Llanfair gekommen sind, Mrs. Tarlington?«

»Ja«, bestätigte sie mit leiser, weich klingender Stimme, »das hat er schon. Aber er hat mir nicht alles gesagt, denke ich mal. Da wird es sicherlich noch Einzelheiten geben. Auch das wenige, das ich erfahren habe, läßt mich nur den Kopf schütteln. Mit anderen Worten: Ich kann es nicht glauben. Natürlich kenne ich die Geschichte der blutigen Lucy, ich stamme von hier. Ich arbeite noch als Lehrerin und habe sie meinen Kindern manchmal erzählt, wenn sie es wollten. Allerdings habe ich mich immer darum bemüht, den Schrecken abzuschwächen und der Legende einen noch märchenhafteren Charakter zu geben. Sie verstehen, was ich damit meine? Ich wollte den Kindern auf keinen Fall Angst machen. Das ist mir auch gelungen - hoffe ich.« Sie wartete auf unsere Bemerkung, und wieder übernahm ich das Wort.

»Im Prinzip haben Sie gut daran getan, Mrs. Tarlington. Leider können und dürfen wir die Augen vor der Realität nicht verschließen, das ist leider so. Lucy, die Legende, die blutige Lucy ist zurückgekehrt - und nicht allein. Sie hat Zeit genug gehabt, sich einen Plan zurechtzubasteln, und sie hat ihn eiskalt durchgeführt.«

Donna Tarlington schwieg. Sie griff in ihre Hosentasche und holte ein zusammengefaltetes Taschentuch hervor, mit dem sie sich den Schweiß von der Stirn tupfte. Ihr war warm geworden, was sicherlich nicht nur am Kaminfeuer lag, das allmählich vor sich hinglomm und auf Nachschub wartete.

»Sie sagen das mit einem so großen Ernst, Mr. Sinclair, als wäre es das Normalste in der Welt.«

»Das ist es zwar nicht, Mrs. Tarlington, aber leider haben wir damit zu tun.«

»Mit Vampiren?«

»Ja.«

»Ich verstehe das nicht«, flüsterte sie und schaute ihren Mann an. »Was ist denn mit dir, Jack?«

Tarlington war verlegen. Er befand sich in einer Zwickmühle. Vor dem Erscheinen seiner Frau hatte er uns zugestimmt, doch jetzt, wo Donna ihn fragte, hatte er wohl Angst, sich auf eine gewisse Art und Weise zu blamieren, und er gab deshalb eine ausweichende Antwort. »Wir sollten es doch unseren Gästen überlassen, ob sie es nun glauben oder nicht. Ist dir denn etwas auf dem Heimweg aufgefallen?«

»Meinst du Vampire?«

Donna wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. »Nein«, sagte sie dann. »Wie kommst du darauf? Es war alles ruhig. Ich habe noch mit einigen Nachbarn gesprochen, aber wir redeten nur über das Wetter. Zwar über die bevorstehende Nacht, dabei aber war der scharfe Frost das Hauptthema, denn es soll wirklich sehr kalt werden.« Sie deutete zur Tür. »Erst als ich das Haus betrat, bin ich durch deine Worte mit diesen unglaublichen Dingen konfrontiert worden.«

Bills Gedanken gingen in eine andere Richtung. Ihm war auch etwas eingefallen. Seine Frage galt den beiden Tarlingtons. »Sie haben eine Tochter?«

»Ja«, erwiderte Donna, »Lucy...« Danach bekamen ihre Augen eine Starrheit, die anzeigte, daß sich in ihrem Gehirn ein Gedanke oder eine Schlußfolgerung gebildet hatte. »Meine Güte, Lucy...«

»Was ist mit ihr?«

»Sie - sie ist heute abend unterwegs. Zusammen mit den anderen Kindern.«

»Moment!« sagte ich. »Was heißt das?«

»Wie ich Ihnen schon sagte!« rief sie schrill. »Die Kinder wollten ein vorweihnachtliches Singen veranstalten. Sie gehen dabei von Haus zu Haus und hoffen natürlich, daß man ihnen etwas gibt, Obst und so weiter. Sie haben sich in der Schule getroffen. Von dort komme ich ja. Ich habe ihnen noch gute Ratschläge gegeben.«

Ich fühlte mich wie auf einem Stuhl, der unter Strom stand, und den anderen erging es wohl ebenso.

Keiner sagte etwas. Man hielt den Atem an.

»Bitte?« sagte ich.

Meine Stimme mußte Donna Tarlington wohl erschreckt haben, denn sie zuckte zusammen. »Ja, ja«, sagte sie schnell. »Dieses vorweihnachtliche Singen ist für uns schon zur Tradition geworden. Die Kinder freuen sich immer darauf.«

Wir freuten uns weniger. Es hielt auch keinen von uns mehr auf

seinem Stuhl. Ich fragte noch einmal nach. »Die Kinder sind draußen. Sie gehen durch die Gassen, sie klingeln an den Häusern und…«

»Ja, so läuft es ab. Sie tragen auch Laternen…«

Und können einen leichte Beute für Vampire werden. Das aber sagte ich nicht, sondern dachte es nur.

Im Haus der Tarlingtons hielt uns jetzt nichts mehr…

***

Lucy fühlte sich in ihrem Element, denn sie war das, was sie sich immer gewünscht hatte. Sie war jetzt die Anführerin der Vampire, die Chefin der Blutsauger, die ihr allein gehorchten, denn mittlerweile hatten sie begriffen, wem sie ihre Freiheit verdankten. Sie würde die Brut führen, und sie würde ihnen auch klarmachen, wann sie sich über die Menschen stürzen sollten, um sie zu leeren.

Noch nicht, etwas später.

Sie hatten lange genug in der Höhle gewartet. Da kam es auf eine oder zwei Stunden nicht an. Lucy führte sie nahe an den Ort heran, daß die Blutsauger die Umrisse der Häuser sehen konnten und die vorweihnachtlichen Girlanden daran, die mit Lichtern bestückt waren.

Auf einem kleinen Platz stand ein Tannenbaum, dessen Lichter besonders hell strahlten.

Etwas Blut hatten die Vampire schon lecken oder trinken können, denn es war ihnen gelungen, zwei Füchse zu reißen, die auf der Suche nach Beute und von einem gewaltigen Hunger getrieben, sehr unvorsichtig gewesen waren und ihnen nur deshalb in die Arme gelaufen waren. Aber das Blut der Tiere war nicht mit dem der Menschen zu vergleichen. Da konnte man kaum von einem Ersatz sprechen. Nur der erste Hunger oder die erste Gier waren gestillt worden.

Lucy holte sich Simescu zur Seite. Sie verstand sich mit ihm sehr gut, und sie brauchte auch so etwas wie einen Stellvertreter. Hinter ihnen standen die übrigen Blutsauger wie eine sich leicht bewegende Wand. Sie hörten nicht, was Lucy ihrem Stellvertreter erklärte.

Sie machte ihm zunächst klar, daß sie allein in den Ort gehen wollte, was Simescu natürlich nicht verstand und auch nicht begreifen wollte, weil seine Gier nach dem Blut der Menschen zu groß war.

Aber Lucy blieb hart. »Ihr werdet erst gehen können, wenn ich wieder zu euch gestoßen bin. Dann überlasse ich euch den Ort mit seinen Einwohnern.«

Er glotzte sie an, sprach aber nicht.

»Begriffen?«

Er nickte.

»Dann ist es gut.« Sie gab ihm einen Klaps auf die rechte Schulter. »Es dauert nicht lange, gar nicht lange.« Über ihr Gesicht huschte ein

Lächeln. »Ich möchte nur mit jemandem zusammensein, den ich kenne, der mich aber nicht kennt. Es ist ein Kind, ein Mädchen - und weißt du, wie es heißt?«

Der Rumäne schüttelte den Kopf.

»Lucy heißt die Kleine. Lucy Tarlington…« Sie lachte noch einmal auf und verschwand danach wie ein Spuk in der Dunkelheit…

***

»Kommt deine Mutter denn nicht mehr wieder?« fragte Kelly, die Kleine mit den roten Haaren und den Kulleraugen.

Lucy Tarlington schüttelte den Kopf. »Sie hat uns doch alles gesagt. Wir können gleich gehen.«

»Ja, ich habe auch Hunger.«

»Was willst du denn essen?«

»Das, was wir kriegen.«

»Die Süßigkeiten?«

Kelly nickte.

»Aber die gehören uns allen. Die sollen doch geteilt werden. Wie im letzten Jahr.«

»Da habe ich zuwenig bekommen!« beschwerte sich Kelly, denn sie hatte nicht vergessen, wie es vor einem Jahr gelaufen war.

»Du bist ja auch viel dicker als die anderen!«

Kelly ärgerte sich über den Satz, und sie sah so aus, als wollte sie der Freundin die flache Hand ins Gesicht schlagen. Sie überlegte es sich anders, streckte ihr nur die Zunge heraus uns ging dann zu den anderen Freunden, die zusammen auf den Matten saßen.

Drei Kinder waren noch aus dem Nachbarort hinzugekommen. Sie würden den Rest der Nacht bei den Freunden in Llanfair verbringen.

Fünf Mädchen und vier Jungen waren es insgesamt. Alle zwischen acht und zehn Jahren. Sie gingen den Weg bereits zum zweiten Mal, und sie freuten sich schon das ganze Jahr darauf.

»Ich mußt noch mal zum Klo«, sagte Lucy. »Dann können wir aber gehen. Oder wollt ihr schon vorlaufen?«

»Dann warten wir eben draußen!« rief Kelly.

»Ist mir egal.« Lucy zappelte nicht länger herum, sondern lief durch die Turnhalle und öffnete die schwere Glastür, hinter der ein Gang lag. An seinem Ende befand sich eine Tür. Sie verband die kleine Schule mit der Turnhalle, auf die man in Llanfair besonders stolz war, denn welche ändere kleine Schule besaß schon eine solche Halle. Sie war in Eigenarbeit errichtet worden, und es hatte auch mehr als drei Jahre gedauert, bis sie eingeweiht werden konnte.

Im eigentlichen Turnraum war es noch warm gewesen. Doch jetzt, in dem Gang, fror Lucy plötzlich. Sie vermißte die Nähe der anderen Schüler, und sie kam sich so allein vor, aber nicht eingeschlossen,

obwohl die Mauer ziemlich hoch an der linken Seite war. Zwar gab es dort auch Fenster, aber nur im oberen Drittel. Für das Mädchen zu hoch.

An der rechten Seite befanden sich die Türen zu den Toiletten. Für Jungen und Mädchen getrennt.

Genau davor blieb Lucy stehen. Eine Hand hatte sie bereits auf die Klinke gelegt, aber sie drückte diese nicht nach unten, denn irgend etwas störte sie plötzlich in ihrer Ruhe. Sie hatte etwas gehört.

Ein Geräusch, keine Stimmen.

Vielleicht eine Tür, die zugeklappt war, weil jemand die Halle betreten hatte?

Lucy war neugierig geworden. Sie schaute bis zum Ende des Gangs, aber dort sah sie nichts.

Dafür verließen die anderen Kinder die eigentliche Turnhalle. Lucy sah, wie die Tür geöffnet wurde, und sie verschwand in den Waschraum, der vor den Toiletten lag.

Sie betrat eine Kabine, stellte ihre Laterne, einen rötlichen Mond, auf dem Boden ab und schaltete auch den Kontakt aus. Die beiden Birnen wurden von kleinen Batterien gespeist, die sich im Griff der Leuchte befanden. Das Umgehen mit dem elektrischen Licht war sicherer als das einer Kerzenflamme, die zu leicht hätte etwas in Brand setzen können.

Lucy mußte sich erst aus dem dicken Anorak befreien. Danach ging alles sehr schnell. Sie zog ab, lauschte dem Rauschen des Wassers und glaubte plötzlich, eine Stimme vernommen zu haben, die genau ihren Namen rief.

»Lucy…«

Das Kind blieb stehen, ohne sich zu rühren.

»Hörst du mich, Lucy…?«

»Ja, ich höre dich. Wer bist du denn?«

»Eine Verwandte von dir.«

Die Kleine war überfordert. »Wieso? Bist du meine Tante Virginia?«

»Nein.«

»Wer dann?«

»Ich heiße auch Lucy. Lucy Tarlington. Ebenso wie du, meine Kleine. Ja, ich bin es…«

Das Kind verstand die Welt nicht mehr. Es kam mit den neuen Gegebenheiten nicht zurecht. Sie hatte keine Tante, die auf den Namen Lucy hörte, und trotzdem hatte ihr das jemand gesagt, und diese seltsame Tante befand sich auch in ihrer Nähe. Sie mußte sich in der Kabine links von ihr befinden. Das wollte sie genau wissen. Deshalb klopfte sie auch gegen das Holz und fragte: »Bist du da?«

»Ja, ich warte auf dich.«

»Warum denn?«

»Weil ich mit dir einen Spaziergang machen möchte.«

»Aber ich nicht mir dir!« rief Lucy. »Ich will zu den anderen. Wir müssen nämlich singen.«

»Das weiß ich.«

»Ich gehe jetzt!« Das Mädchen war entschlossen. Es öffnete die Tür und trat dorthin, wo sie sich auch im Spiegel sehen konnte, der zwar ihr Bild wiedergab, aber nicht das der angeblichen Tante, die sie bereits lachen hörte.

Lucy starrte in den Spiegel.

Sie sah sich. Ein Mädchen mit dunkelblonden Haaren, die leicht gelockt waren. Ein rundes Gesicht, Grübchen in den Wangen, ein kleiner Mund und große, blaue Augen. Die dicke, schwarze Hose war fast neu, der rote Anorak mit dem weißen Teddyfutter ebenfalls, aber das alles bekam sie zu sehen, es war ihr nicht neu.

Jemand war hinter ihr.

Lucy spürte es.

Jemand tippte ihr auf die rechte Schulter.

Das Mädchen versteifte. Es fühlte eine große Angst in sich, denn es hätte diese andere Lucy doch sehen müssen. Dafür nahm sie einen ekligen Geruch wahr. Es roch nach Dreck, nach Lehm.

Das Kind drehte sich um - und wurde vor Schreck starr, als sie ihre angebliche Tante sah.

Sie stand direkt vor der offenen Toilettentür und tat nichts. Sie lächelte mit geschlossenem Mund und hatte ihn dabei verzogen. Dieses Lächeln gefiel Lucy überhaupt nicht. Es kam ihr nicht freundlich vor. Es war wie eine kalte Botschaft, als wollte die Frau etwas anderes hinter diesem Lächeln verstecken als hinter einer Maske.

Das sollte ihre Tante sein? Nein, nie und nimmer. Diese Frau kannte das Mädchen nicht. Außerdem war sie so komisch angezogen und ganz schmutzig. Es war draußen bitterkalt, aber diese Frau trug nur ein rotes Kleid mit einem weiten Ausschnitt. Überall klebte der Dreck. Sogar alte Blätter hingen noch an dem Stoff.

»Ich, ich kenne dich gar nicht!« flüsterte Lucy. »Du bist nicht meine Tante.«

»Doch, Kleine, das bin ich.« Lange Finger wühlten das blonde Haar durch. »Ich heiße auch Lucy Tarlington, und ich habe hier in der Nähe gewohnt. Man hat mich nicht vergessen, man hat immer über mich erzählt, oder kennst du die Geschichte von der blutigen Lucy nicht?«

Das Kind wich zurück. Es nickte. Es fror. Es hatte plötzlich große Angst. Natürlich erzählten sich die besonders Mutigen manchmal die Geschichte von der blutigen Lucy. Die Erwachsenen taten es ja auch, aber die Kinder nur im Bett, wenn die Taschenlampen brannten und sie bei irgendwelchen Freunden übernachteten. Dann wurden vor dem

Schlafengehen Schauergeschichten erzählt, und die blutige Lucy wurde immer wieder anders beschrieben.

Auch so…

In ihrem roten Kleid…

Die Lippen des, Mädchens zuckten. Lucy wußte nicht, was sie tun sollte. Die Frau kam ihr so groß vor, aber das alles konnte nicht stimmen. Sie dachte daran, daß ihre Mutter immer wieder davon gesprochen hatte. Lucy gab es nicht, sie war weg. Sie hatte vor langer, langer Zeit gelebt, sie mußte längst tot sein.

Diese Tatsache gab dem Kind Sicherheit. Plötzlich konnte Lucy auch wieder sprechen. »Nein!« flüsterte sie. »Nein, das stimmt alles nicht, was du mir gesagt hast. Die Lucy ist nur eine Geschichte. Ist nur ein Märchen, eine Sage, das hat mir alles meine Mutter erzählt. Sie hat recht, ja, sie hat recht, nicht du!«

Das Mädchen streckte den rechten Arm und auch den Zeigefinger vor, um ihren Worten so mehr Nachdruck zu verleihen. Die Frau sollte ruhig merken, daß sie an so etwas nicht glaubte. Das konnte alles nicht stimmen. Es gab diese blutige Lucy nur im Schauermärchen.

Auch wollte sie zu den anderen Kindern zurück, und bevor sich die Frau versah, wirbelte das Kind auf der Stelle herum und rannte zur Tür, die in den Waschraum führte. Ihn mußte sie durchqueren.

Über einen Gang erreichte sie die Tür. Hoffentlich warteten die anderen noch und waren nicht schon vorgelaufen, weil es zu kalt war, um draußen lange rumzustehen.

Die Laterne hatte Lucy vergessen. Ihr Anorak stand offen. Die beiden Hälften wehrten durch den Schwung hinter ihr her, als sie die Tür zum Waschraum aufdrückte, auch hineinlaufen konnte, aber der harte Schritt stammte nicht von ihr, sondern von der Frau, die Lucy auf den Fersen geblieben war.

Sie war schnell.

Und wieder sah Lucy sie nicht im Spiegel, aber eine Hand kriegte den rechten Schoß der dicken Jacke zu fassen, und der folgende heftige Ruck schleuderte das Mädchen herum, das beinahe das Gleichgewicht verloren hätte.

Lucy fiel, aber sie landete nicht am Boden. Durch den Zug torkelte sie förmlich hinein in die auffangbereiten Arme der fremden Frau, die bestimmt nicht ihre Tante war.

Die Blutsaugerin hielt ihr Opfer eisern fest. Sie zerrte die Kleine zu sich heran, und für einen Augenblick verlor sie die Beherrschung und riß ihren Mund weit auf.

Lucy, die hatte schreien wollen, schaute direkt in das Maul hinein wie in einen finsteren Schlauch, aus dem ihr eine Luft entgegenschlug, wie sie eine niemals zuvor gerochen hatte.

Aber sie sah auch die Zähne.

Und sie erkannte die kleinen Blutkrusten an den Seiten der Lippen. Lucy kam mit dem Anblick nicht zurecht, sie kannte zwar die Geschichte von der blutigen Lucy, aber was genau ein Vampir war, das hatte man ihr nicht erzählt. So war bei ihr das Staunen über die beiden großen, spitzen Zähne stärker als die Angst.

Es hinderte sie auch daran, etwas zu unternehmen. Sie konnte sich nicht aus diesem Griff befreien, sie war einfach starr geworden und erlebte die nächsten Sekunden viel, viel länger, als sollte sie besonders darunter leiden.

Dank ihrer Kräfte brauchte Lucy nur eine Hand, um ihre junge Namensvetterin festzuhalten. Die andere hob sie an, und das Kind sah sie plötzlich groß in seinem Gesichtsfeld erscheinen.

Ob Zufall oder nicht, die Blutfrau hatte genau den richtigen Zeitpunkt abgewartet, denn das Kind hatte sich erholt. Es wollte zu einem Alarmschrei ansetzten, da drückte die andere Lucy ihre schmutzige Hand gegen die Lippen der Kleinen.

Der Schrei verstummte schon im Ansatz. Nicht mal ein Gurgeln drang aus der Kehle, und das verzerrte Gesicht der blutgierigen Vampirin schwebte wie ein Ballon über dem des Kindes.

Die kleine Lucy sah die Augen jetzt genauer und überdeutlich. Sie waren zwei runde, böse Kugeln, in denen sich das Grauen der Welt zu vereinigen schien.

Der Blick strafte, und das Kind sah sogar die Äderchen um die Pupillen herum wie ein rötliches Gespinst, als hätte jemand mit einem hauchdünnen Messer genau in diese Augäpfel hineingeschnitten.

Allmählich wurde ihr die Luft knapp. Aber die Untote nahm die Hand nicht zurück. Erst als Lucy in ihrer Qual zu zappeln anfing, da merkte sie, was los war, und sie löste die Pranke ein wenig, so daß endlich Sauerstoff in die Lungen des Kindes strömen konnte.

Die Kleine atmete heftig, keuchend, sie saugte die Luft ein. Ihr Kopf schien angeschwollen zu sein, wobei die Schwellung auch die Ohren erfaßt hatte. Sie hörte die Worte ihrer angeblichen Tante nur dumpf, aber Lucy konnte sie sehr gut verstehen.

»Wenn du schreist, bist du tot!«

Noch nie hatte ihr jemand so etwas gesagt. So etwas hatte sie noch nicht einmal gelesen.

Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb war sie von diesen Wort so hart erwischt worden. Das Herzjagen zeugte von ihrer Angst, und sie hörte auch die nächste Frage. »Hast du mich verstanden?«

Das Mädchen brachte kein Wort hervor.

»Ob du mich verstanden hast, verdammt, du kleine Göre?«

Endlich konnte Lucy nicken.

»Das ist gut. Wir werden die Turnhalle jetzt verlassen. Ich will keinen Laut hören, sonst trinke ich dein Blut sofort!«

Wieder hatte die Zehnjährige etwas gehört, mit dem sie nicht zurechtkam. Aber in der Geschichte war ja von der blutigen Lucy gesprochen worden, und Blut paßte wohl zu ihr. Die Kleine war einfach zu stark durcheinander, um einen klaren Gedanken fassen zu können. Sie hatte sich nur vorgenommen, das zu tun, was diese angebliche Tante von ihr verlangt hatte.

»Alles verstanden?« fragte sie noch einmal.

Das Mädchen nickte. Es hatte nichts, gar nichts begriffen. Es kam mit dem Leben nicht mehr zurecht, es wußte nur instinktiv, daß es achtgeben mußte, um überleben zu können. Es durfte nicht schreien, es konnte auch nicht weglaufen. Andere Gedanken zu fassen, war es einfach nicht mehr fähig. Die kleine Lucy fühlte sich in dieser Welt wie eine Fremde, und auch die Umgebung war ihr nicht mehr vertraut. Gleichzeitig dachte sie darüber nach, ob sie nun die richtige Lucy war, also die blutige Lucy festhielt, oder ob es einfach nur eine Frau war, die sich verkleidet und ein anderes Gebiß verwendet hatte. So etwas gab es. Das hatte Lucy mal in einem Katalog gesehen, der einer Zeitung beilag. Scherzartikel wurden dort angeboten, auch Vampirgebisse.

Die sahen aber nicht so echt aus. Bei der Frau war das anders. Da war nichts über die Zähne geschoben. Die waren echt, die mußten echt sein, und es kam auch noch dieser eklige Geruch hinzu, den Lucy nicht einordnen konnte.

Das war nicht allein der Geruch des Waldes. Da mischte sich auch noch etwas anderes mit hinein.

Ein widerliche? Gestank, von dem sie nicht wußte, wo er herkam.

Die blutige Lucy!

Dieser Name wollte ihr einfach nicht aus dem Kopf. Keiner wußte genau, wie Lucy ausgesehen hatte. Es gab keine Beschreibungen von ihr. Selbst die Erwachsenen, die sich hin und wieder die Geschichte erzählten, waren sich da nicht sicher, aber sie hatte auch eine schöne Frau sein sollen, sagte man sich.

Natürlich hatten sich auch die Kinder über sie Gedanken gemacht, wenn sie sich die Geschichte der blutigen Lucy erzählten oder sie ausschmückten.

Die Jungen hatten von einer schönen Frau gesprochen, die Mädchen mehr von einer Hexe, wie auch die kleine Lucy. Sie war die einzige, die die blutige Namensvetterin richtig und echt gesehen hatte, und das Kind fand, daß seine Mutter besser aussah.

Die trug auch nicht so schmutzige Kleidung. Außerdem hatte sie nicht so schmutzige Haare. Ansonsten war sie auch viel, viel lieber zu ihr. Lucy mochte diese Person nicht, ganz gleich, ob sie nun denselben Namen trug oder nicht.

Sie gingen vorsichtig, aber zügig auf die Tür des Schulhauses zu.

Normalerweise war sie um diese Zeit immer abgeschlossen, aber wegen des Treffens hatte man sie offen gelassen. So konnte natürlich auch jeder hinein.

Im Türbereich brannte nur die Notbeleuchtung. Ein schwaches, gedämpftes Licht. An den Wänden hingen noch die Zeichnungen der Kinder. Draußen brannten zwei Laternen. Ihr Licht war so kalt wie das des Mondes, und auf der gefrorenen Erde unter den beiden Lampenkörpern schimmerte die eisige Oberfläche der gefrorenen Pfützen.

Vor der Tür blieben sie stehen. Die blutige Lucy warnte ihre Geisel noch einmal: »Keinen Laut, sonst bist du tot!«

»Ja.«

Lucy Tarlington öffnete die Tür, während das Mädchen nachschaute und seine Klassenkameraden suchte.

Sie hatten tatsächlich nicht länger auf sie gewartet und waren schonlosgegangen. Den Weg kannten alle, natürlich auch Lucy. Sie hätte sie leicht einholen können, aber nicht, wenn die andere bei ihr war, die schon nach draußen in die Kälte gegangen war und Lucy zuwinkte, ihr zu folgen.

Das Mädchen ging vor, aber es hatte die eigene Situation vergessen und dachte auch nicht mehr an die Klassenfreunde. Es konnte sich nur wundern, wie es die blutige Lucy ohne Mantel oder dicke Kleidung in der eisigen Nacht aushielt. Sie mußte doch frieren. Dann war da noch der weite Ausschnitt, aber sie fror nicht. Statt dessen faßte sie Lucy an und zerrte sie von der Tür weg und danach noch schneller zur Seite, um dem Schein der Lampen zu entkommen.

Lucy stolperte, wurde wieder abgefangen, hatte plötzlich zahlreiche Fragen, aber sie traute sich nicht, diese zu stellen. Die andere zerrte sie weiter. Sie hielt das Kind an der Schulter fest und zischte ihm immer wieder zu, daß es sich beeilen sollte.

Die Schule lag nicht im Zentrum der kleinen Ortschaft, sondern außerhalb, neben einem Wäldchen, das in der Dunkelheit besonders gute Deckung bot. Dorthin zerrte die Blutsaugerin ihr Opfer. Als sie merkte, daß Lucy nicht so schnell laufen konnte, wie sie es wollte, riß sie das Kind hoch und trug es auf ihren Armen weiter. Das Gewicht spürte sie kaum. Außerdem war sie eine Person mit übermenschlichen Kräften.

Das Kind schrie nicht. Es weinte auch nicht. Es wurde in den finsteren Wald gezerrt, der sich bald so weit lichtete, daß sie wieder einen freien Blick bekam, aber ihren Heimatort nicht mehr sah, sondern den Hügel hochschaute, den die blutige Lucy mit langen Schritten ansteuerte. Sie hatte ihr Kleid unten am Rock eingerissen, um bei den Schritten nicht behindert zu werden, und sie ging erst langsamer, als die schattenhaften Gestalten wie unheimliche Geister

auftauchten. Da erst setzte sie Lucy ab, die vor Angst zitterte, denn die Gestalten trieben die Furcht in sie hinein.

Sie standen da und hatten gewartet. Das Mädchen wollte nicht hinschauen, es hätte sich zudem am liebsten die Nase zugehalten, denn der Geruch war einfach schlimm.

Die blutige Lucy aber sprach mit ihnen. Sie redete zischend und hastig. »Ihr werdet jetzt gehen. Los, lauft in den Ort! Holt euch die Menschen! Holt euch das Blut!«

Holt euch das Blut!

Besonders die letzten Worte hatten es dem Mädchen angetan. Lucy hatte sie genau verstanden. Sie kam damit nicht zurecht, sie konnte sich bestimmte Dinge einfach nicht vorstellen, doch die Gestalten gehorchten. Sie schwärmten aus und liefen in einer breiten Linie auf ihr neues Ziel zu, um endlich ihren Durst löschen und ihre Gier befriedigen zu können. Hin und wieder konnte Lucy, wenn sie nicht zu weit an ihr vorbeieilten, einen Blick auf die Gesichter werfen. Die meisten hielten ihre Münder offen, und das Kind sah bei ihnen das gleiche Phänomen wie bei der blutigen Lucy neben ihr.

Spitze Zähne, echte Zähne.

Sie hörte das Knurren, das Hecheln, das stampfende Auftreten. Sie sah die abgerissene und verschmutzte Kleidung, und sie spürte in ihrem Nacken den kalten Griff der blonden Frau.

Die schaute den anderen an und lächelte dabei. Sie hatte alles richtig gemacht, und als die letzte Gestalt in der Dunkelheit verschwunden war, da drehte sich die blutige Lucy zu ihrer jungen Geisel hin um und beugte sich vor. »Jetzt sind wir allein«, flüsterte sie. »Nur du und ich. Du als kleines Mädchen und ich als deine Urtante, die zurückgekehrt ist.« Sie konnte sich nicht mehr beherrschen und mußte lachen.

Dann zerrte sie, das Kind zur Seite. Sie gingen. Aber nicht mehr zurück nach Llanfair.

Ihr Ziel lag woanders…

***

Donna und Jack Tarlington wunderten sich über unsere Reaktion. Sie waren uns gefolgt. Vor ihrem Haus standen wir beisammen. Atemfahnen zerfaserten vor unseren Lippen. Sie sahen im Licht der Außenleuchte aus wie gelblicher Nebel.

Donna Tarlington klammerte sich an meinem Arm fest. »Sie haben Angst um die Kinder, nicht?«

»Ja, nicht nur ich.«

»Was befürchten Sie genau?«

»Meine Güte, ich möchte es Ihnen jetzt nicht erklären. Wir müssen zunächst die Kinder finden. Sie sind Lehrerin. Sie kennen sich aus. Sagen Sie uns, welchen Weg sie gehen oder schon genommen haben.«

»Sie laufen die Häuser ab.«
»Gibt es da eine bestimmte Reihenfolge?« fragte Bill.
»Wahrscheinlich.«
»Weißt du es denn nicht besser, Donna?« fragte ihr Mann.
»Nein, verdammt! Auch Lucy hat nicht darüber gesprochen. Wer sollte sich denn auch in diesem Kaff am Ende der Welt dafür interessieren? Hier ist man sicher, hier hat man sicher zu sein, Jack. Es gibt keine Probleme. Wir waren doch immer stolz darauf, daß unsere Kinder in einer heilen Umwelt aufwuchsen. Ob sie in der Dunkelheit im Freien spielten, darum hat sich niemand gekümmert.«
Bevor es einen Streit zwischen dem Ehepaar geben konnte, mischte sich Suko ein. »Sagen Sie uns, ob sich die Gruppe vielleicht trennt und sich die Kindern verschiedene Häuser vornehmen, über die sie zuvor gesprochen haben.«
»Keine Ahnung.«
»Vielleicht sollten wir uns dann trennen!« schlug Suko vor. Er erhielt keine Antwort, wunderte sich einen Augenblick darüber, dann aber sah er den Grund, weshalb wir schwiegen.
Er hieß Frantisek Marek, und er besaß das Pendel. Der Pfähler hatte sich etwas abseits hingestellt, war aber trotzdem noch zu erkennen, denn er hatte sein Pendel hervorgeholt und hielt es so in der Hand, daß der ovale Stein nach unten wies.
Der Wind war zwar da. Wir spürten ihn als Eishauch im Gesicht, aber er war nicht stürmisch, und er hätte den Stein nicht bewegt. Daß er trotzdem leicht ausschlug, lag an einem anderen Phänomen.
Auch die Tarlingtons wußten, daß sie Marek nicht stören durften. Er konzentrierte sich auf die Schwingungen.
Das Pendel schwang nicht wild oder verrückt aus. Die Bewegungen blieben bei einer gewissen Gleichmäßigkeit, aber darüber konnte keiner von uns zufrieden sein.
Sie waren da, wie auch immer. Sie mußten Llanfair schon erreicht haben, aber sie hielten sich gut versteckt und warteten sicherlich auf die Beute.
Marek hob die Schultern, als er das Pendel wieder in der Außentasche seiner dicken Jacke verstaute.
»Es lügt nicht«, erklärte er. »Sie müssen in der Nähe sein.«
»Genau«, sagte ich und bestätigte es mit einem Nicken, während Tarlingtons Kopf herumruckte.
Der Mann schaute mich an. Er war durcheinander und fragte dann: »Was hat das alles zu bedeuten?« Er wies auf Marek. »Dieser Mann hat ein Pendel. Was sollte es ihm anzeigen? - Es hat sich tatsächlich bewegt!«
»Das stimmt, Mr. Tarlington, aber wir sollten dieses Pendel zunächst vergessen.«

»Ja. Aber was…?«

»Die Kinder sind wichtiger. Jede Sekunde, die wir hier herumstehen und diskutieren, ist verloren. Wir müssen die Kinder finden und sie in Sicherheit bringen.«

»Vor Lucy?«

»So ist es.«

Im Ort war es ruhig. Es fuhr auch kein Auto durch die wenigen Straßen. Die Menschen hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen, saßen vor Öfen oder Kaminen, schauten in die Glotze oder vertrieben sich sonstwie die Zeit. Wer Vieh hatte, der fand es längst in den warmen Ställen, und nicht mal ein Hund kläffte.

Die Stille kam uns zugute. Denn so hörten wir plötzlich das Singen zahlreicher Kinderstimmen.

»Da sind sie ja!« rief Donna Tarlington. »Himmel, sie haben die Schule schon verlassen und singen. Es ist nichts passiert. Wir können sie noch finden.«

Der Gesang der Kinderstimmen kam aus einer bestimmten Richtung. Links von uns, wo eine Straße begann, die man durchaus als Hauptstraße des Ortes ansehen konnte. An ihr lagen die wenigen Geschäfte, auch die kleine Kirche befand sich nicht weit entfernt, die aber zumeist verschlossen war, da der Pfarrer in der Nachbargemeinde lebte.

Es gab nur wenige Laternen in Llanfair. Deshalb war die Beleuchtung entsprechend spärlich. Sie hatte auch ihre Vorteile, denn weiter vor uns schimmerten die hellen Lichter der Laternen. Sie warfen einen kompakten Schein in die Finsternis und ließen dort eine über dem Boden schwebende Insel zurück.

Wir hetzten in die Richtung. Suko, Bill und ich an der Spitze, dicht gefolgt von Jack Tarlington, dessen Frau ebenfalls gut mithielt. Nur Marek blieb etwas zurück. Er mußte eben seinem Alter Tribut zollen, aber nicht nur das, denn der Pfähler wollte auch seinen eigenen Weg gehen und sich etwas absetzen.

Ein altes Weihnachtslied hallte uns entgegen. Ich kannte es. Aber diese Kinder hier sangen es in gälischer Sprache.

Schon bald erkannten wir die Laternen besser und sahen auch die Gruppe der Schulkinder, die von einem ziemlich großen Hund umlaufen wurden, der überhaupt nicht wußte, was ihm geschah.

Das Haus, vor dem die Kinder standen, umgab ein Garten. Er wurde von einer Steinmauer umfriedet. Das hell gestrichene Tor stand offen. Der Hund sah uns, fing an zu bellen und zu knurren, bis er von einem älteren Mann beruhigt wurde. Er, seine Frau und noch zwei Personen hatten das Haus verlassen, um sich den Gesang der Kinder anzuhören. Die Tarlingtons wollten auf die Kinder zulaufen, wurden aber von uns, die wir vor dem Tor standen, zurückgehalten.

»Nein«, sagte Suko. »Lassen Sie das jetzt. Wir kümmern uns nur um die Kinder. Den Erwachsenen werden Sie kaum beibringen können, was hier vielleicht abläuft.«

Damit war Jack nicht einverstanden.

»Wollen Sie den Leuten denn nichts sagen?«

»Wenn es eben geht, schon.«

»Sie haben Angst vor einer Panik oder davor, für verrückt gehalten zu werden, oder?«

»Der Grund liegt irgendwo in der Mitte«, sagte ich.

»Sie müssen es wissen.«

Die Schulkinder hatten auch die letzte Strophe des Liedes beendet und erhielten ihren Lohn. Was die Leute in die Plastiktüten und Stofftaschen hineinwarfen, sahen wir nicht, aber die Sänger kriegten reichlich, bedankten sich und zogen weiter.

Die Tür hinter ihnen wurde schnell wieder geschlossen, so daß die Menschen eintauchten in die Gemütlichkeit ihres Heims.

Die Kinder gingen den normalen Weg zurück und näherten sich dem Gartenzaun, wo wir warteten.

Das heißt, wir Fremden hielten uns mehr im Hintergrund, wir wollten die Jungen und Mädchen nicht erschrecken, aber die Tarlingtons waren ihnen bekannt, und deshalb konnten sie ihnen in den Weg treten.

Die zahlreichen Laternen, die alle unterschiedliche Motive zeigten - mal waren es Sonnen, dann wieder Voll- oder Halbmonde, mal Figuren wie Monster oder andere Tiergeschöpfe, aber auch Sterne mit aufgemalten Gesichtern. Sie alle hüpften wegen den Bewegungen auf und ab, und sie zeichneten den Weg der Kinder nach, die plötzlich stehenblieben und erstaunt schauten, als sie die Tarlingtons sahen.

Suko, Bill und ich hatten uns noch weiter zurückgezogen. Wir vermißten Marek, aber er war für uns noch kein Thema, denn Donna sprach die Kinder an.

»Geht es euch gut?«

»Ja, Mrs. Tarlington. Es macht Spaß, auch wenn es so kalt ist!« antwortete ein Junge.

»Schön, schön, aber wir sollten trotzdem abbrechen«, riet die Lehrerin.

Bevor das Protestgeschrei losbrechen konnte, sprach Jack Tarlington. »Hört doch eurer Lehrerin mal zu. Die hat bestimmt ihre Gründe.«

»Ist Lucy deshalb schon verschwunden?«

Wir alle hatten die dünne Stimme des Mädchens gehört, und plötzlich kam ich mir vor, als wäre ein Eiszapfen von außen her in mein Inneres gewandert.

»Kannst du das bitte wiederholen, Kelly«, sagte Donna Tarlington. Das Zittern in ihrer Stimme war nicht zu überhören. Da sich die

Kinder dicht zusammendrängten, war es ihr bisher nicht aufgefallen, daß ausgerechnet ihre Tochter fehlte.

Ein Mädchen schob sich vor, von dem wir nur das Gesicht sahen. Alles andere war in einen dicken Mantel eingepackt. »Ja, Mrs. Tarlington, Lucy ist nicht bei uns.«

»Und warum ist sie nicht bei euch?«

»Sie wollte noch zur Toilette.«

»War das in der Schule?« fragte Jack.

»Ja.«

»Warum habt ihr nicht auf Lucy gewartet?«

Kelly hob die Schultern. »Eigentlich wollten wir das, aber Lucy meinte, daß sie uns schon finden würde. Sie kennt den Weg ja. Den kennen wir alle.«

»Sie ist noch nicht gekommen - oder?«

»Nein, Mrs. Tarlington.«

Donna ging zur Seite. Sie bewegte sich dabei steif. Ich wußte, was in ihr vorging und war rasch bei ihr. »Wo finde ich die Schule?« fragte ich sie.

Müde deutete sie nach vorn.

»Okay«, sagte ich. »Ihr bleibt hier und kümmert euch um die Kinder. Ich werde mich in der Schule umschauen.«

»Sie haben sich in der Turnhalle getroffen!« erklärte Jack. »Dort werden wir hingehen.«

»Sie auch?«

»Ja, Mr. Sinclair, es ist schließlich meine Tochter.«

Da hatte er recht. Außerdem konnte es von Vorteil sein, einen Ortskundigen an der Seite zu haben.

Ich nickte ihm deshalb zu und sagte: »Dann kommen Sie mal mit.«

Um Bill und Suko brauchte ich mich nicht zu kümmern. Sie wußten, was sie zu tun hatten, und die Kinder befanden sich bei ihnen in guten Händen. Als letztes erwischte ich einen Blick auf Donna Tarlington. Sie stand unbeweglich und wirkte wie vereist, was nicht an der Kälte lag, sondern an der Angst um ihre Tochter…

***

Sie waren da, und Marek wußte es!

Er gab zu, daß es wichtig war, wenn sich jemand um die Bewohner und besonders um die Kinder kümmerte. Das hätte er auch getan. Er wußte, daß John, Suko und Bill einen entsprechenden Schutzwall bildeten, um die Gruppe der Kinder vor den Angriffen der Blutsauger schützen zu können. Ihm kam es darauf an, daß es Blutsauger waren, also die Mehrzahl, und er konnte sich vorstellen, daß die Zahl zehn sicherlich überschritten wurde. Also war es ihnen möglich, nach bestimmten Plänen vorzugehen, daß heißt, sie konnten sich aufteilen,

und jeder hatte die Chance sich ein Opfer zu suchen.

Das Pendel hatte ihn gewarnt. Leichte Schwingungen nur, aber Marek wußte, daß sich die Brut bereits in der Nähe befand. So gut kannte er seine Waffe mittlerweile. Bevor sie noch weiter ausschwang, wollte er die ersten Blutsauger schon gestellt haben, deshalb hatte er sich klammheimlich von den anderen getrennt, um auch den unmittelbaren Bereich der Häuser zu verlassen.

Marek ging davon aus, daß die blutige Lucy ihre Brut irgendwo in der Dunkelheit verborgen hatte.

Es gab genügend Deckung um den Ort herum, denn es wuchs manch lichter Wald auf dem jetzt hart gefrorenen Boden, und die Bäume boten genügend Schatten, in den die Blutsauger eintauchen konnten. Er war in eine bestimmte Richtung gelaufen und nicht weit von einem kleinen Bach entfernt stehengeblieben.

Marek war umgeben von kahlen Bäumen. Unter ihm lag gefrorenes Laub. Wenn er darauf trat, hörte es sich an, als würde dünnes Glas zertreten werden.

Der Pfähler holte wieder sein Pendel hervor. Er trug Handschuhe, die zum Glück nicht zu dick waren, allerdings wärmten sie auch nicht optimal, aber Marek verlor zumindest das Gefühl in seinen Fingern nicht. Er ließ den Stein los und schaute zu, wie er nach unten sackte, noch etwas nachtanzte und dann hängenblieb.

So wartete er ab.

Allerdings nicht lange, denn plötzlich fing der Stein an zu zittern, als hätte er von außen einen Kick bekommen. Es blieb nicht dabei, denn im nächsten Augenblick schwang er zuerst nach links und dann wieder nach rechts, er fing mit seinen Pendelbewegungen an, wobei er sehr ruhig lag und sein eigenes Zittern aufgehört hatte.

Das Pendel spürte sie, nahm sie auf.

Marek hielt den Atem an. Er konzentrierte sich voll und ganz auf den magischen Gegenstand, und er schaffte es auch, in die stille Gegend hineinzulauschen.

Nein, so still war sie nicht. Geräusche gab es.

Zwar weiter entfernt, aber sie waren doch vorhanden, denn Marek hörte Laute, die entstehen, wenn jemand über mit Laub bedeckten Waldboden läuft.

Vorsichtig zwar, aber noch so laut, daß die Geräusche die Stille durchbrachen.

Das Pendel schlug stärker aus.

Marek hob es an. Das Gesicht der versteinerten Zunita war ihm zugewandt. Er konnte nicht nur die langen Zähne sehen, sondern auch die Augen, in denen ein unheimliches Glühen lag. Noch sehr schwach, aber doch zu erkennen, und für Frantisek der Beweis, daß die unheimliche Brut nicht mehr fern war.

Er selbst fand seinen Platz nicht gut. In der Nähe gab es eine Deckung, die ihm wie geschaffen vorkam. Irgendwann hatte jemand einen Baum gefällt, den Stamm aber in einer bestimmten Höhe stehenlassen, und Marek konnte sich hinter ihm ducken und auch über die mit Moos und dünnem Gras bewachsene Schnittfläche hinweg in die Richtung schauen, aus der die Vampire kommen mußten.

Die Natur um ihn herum hielt den Atem an. Die Kälte schien ihn gestoppt zu haben. Sie drückte nicht nur vom wolkenreichen Himmel herab, sie drang auch aus dem kalten Boden, was sich an Mareks Füßen bemerkbar machte.

Einen letzten Blick warf er auf das Pendel. Dabei nickte er ihm zu, als wollte er ihm klarmachen, wie dankbar er diesem außergewöhnlichen Gegenstand war.

Schließlich verschwand das Pendel wieder in seiner Tasche. So machte es John mit seinem Kreuz auch. Einen flüchtigen Moment dachte er an die Verschiebung des Gesichts, und deshalb erinnerte er sich auch an das unheimliche Vampir-Phantom, das noch irgendwo in der versteckt liegenden Welt lauerte.

Es war da.

Es wartete.

Es würde eingreifen. Aber es würde einen bestimmten Punkt abwarten. Zudem hoffte Marek auch, daß es sich mehr um Suko oder John kümmerte und nicht um ihn.

Wo waren sie?

Schatten sah er nicht vor sich durch den lichten Wald huschen. Es knackte auch kein Gesträuch, das von irgendwelchen Händen zur Seite geschoben wurde.

Aber er zuckte plötzlich zusammen, als seine Ohren den Klang einer dünnen Stimme wahrgenommen hatten.

Eine Frau? Hatte eine Frau gejammert? Oder war es ein Kind gewesen? Obwohl er sich mit dem letzten Gedanken wirklich nicht anfreunden konnte, rechnete er damit, daß dieser Laut des Jammers von einem Kind abgegeben worden war.

Er wiederholte sich nicht, und Marek sah sich plötzlich in einer Zwickmühle. Er wußte nicht, was er noch unternehmen sollte. Bleiben oder nachschauen?

Letzteres hätte nicht viel Sinn gehabt. Der Laut war zu weit entfernt aufgeklungen, aber die Stimme wollte ihm nicht mehr aus dem Sinn. Und er dachte auch an die Kinder im Ort, die den Bestien schutzlos ausgeliefert waren.

Mit dem Klang der Stimme war zwar die erste Botschaft verschwunden, die zweite aber bekam er ebenfalls mit, und die hörte sich anders an. Die Gegend vor ihm, bewachsen mit lichtem Wald, blieb zwar die gleiche, aber sie hatte sich trotzdem verändert, denn

die kalte und unheimliche Starre war vorbei.

In die düstere und unheimliche Atmosphäre, die ebensogut in einer anderen Dimension ihre Heimat hätte finden können, geriet Bewegung. Plötzlich waren die Schatten da. Sie blieben nicht mehr dort, wo sie sich vor kurzem noch aufgehalten hatten.

Marek hätte gern ein Nachtsichtgerät mit Restlichtverstärker zur Verfügung gehabt. Leider fiel keines vom Himmel, und so mußte er sich weiterhin auf seine Augen verlassen.

Er hatte seinen Oberkörper ein wenig in die Höhe gedrückt und sich mit den Ellenbogen auf den mit Moos bewachsenen Baumstumpf gestützt. Der Blick war nach vorn gerichtet, aber er bewegte auch die Augen und sah dann die ersten Gestalten, die sich durch die breiten Lücken zwischen den Bäumen bewegten und sich auch nicht durch irgendwelches Gestrüpp oder Unterholz aufhalten ließen, denn das stellte für sie keine Hindernisse dar. Sie durchbrachen es mit ihren Körpern, rutschten manchmal aus, konnten sich aber wieder fangen und bewegten sich weiter.

Sie waren nicht zusammengeblieben, sondern ziemlich weit auseinandergefächert. Aber Marek hatte längst erkannt, daß es für sie nur ein einziges Ziel gab.

Eben Llanfair, denn dort gab es das Blut. Da lebten die Menschen, die potentiellen Opfer, da war der Lebenssaft, der in ihre ausgetrockneten Körper rinnen sollte.

Sie kamen näher und näher. Marek duckte sich wieder. Er hatte seinen Pfahl längst gezogen, und sein Gesicht zeigte einen grimmigen und kalten Ausdruck.

Er war bereit.

Aber sie hatten ihn nicht entdeckt. Keine dieser gehenden, rutschenden und auch torkelnden Gestalten änderte die Richtung, um auf ihn zuzulaufen. Sie alle dachten nur an die Beute in den Häusern, wo sie leichtes Spiel hatten.

Marek blieb ruhig. Sein Blick war nach vorn gerichtet. Er hatte sich auch an die Dunkelheit gewöhnt, die nicht so pechschwarz war, auch wegen der zahlreichen Lücken zwischen den Bäumen.

Noch mußte er warten, obwohl er am liebsten zwischen sie gefahren wäre und unter ihnen gewütet hätte.

Sie hatten bereits seine Höhe erreicht. Es würde nicht mehr lange dauern, dann lag dieser lichte Wald hinter ihnen und der Ort direkt vor ihnen. Marek geriet in Zugzwang. Dieses Hocken hier ging ihm gegen den Strich. Er wollte etwas tun, es war nicht seine Art, Blutsauger einfach laufenzulassen, aber ein bestimmtes Geräusch lenkte ihn schon ab, und er hörte es ziemlich deutlich in seiner Nähe.

Marek drehte sich noch in der Hocke.

Seine Augen wurden groß. Und ebenso groß kam ihm der Blutsauger

vor, der geradewegs auf ihn zulief. Er war eine finstere Gestalt, eingehüllt in einen Mantel, der nicht geschlossen war, sondern offenstand, dessen Schöße hin- und herschwangen. Er hielt sich zwar auf den Beinen, knickte aber sehr oft ein, rappelte sich wieder hoch, und sein Gesicht erinnerte Marek an alten Teig.

Der Pfähler stemmte sich hoch. Er hatte sich dabei am Stamm abgestützt, für einen Moment mußte er mit dem Gleichgewicht kämpfen, da der Boden unter ihm schräg abfiel.

Das nutzte der Untote.

Er, der nichts zu verlieren hatte, stieß sich aus dem Lauf heraus ab. Er wuchtete sich über den Baumstamm hinweg auf Marek zu, die Arme weit vorgestreckt, die Finger leicht gekrümmt, und er wollte ihn packen, um an das Blut zu kommen.

Wegen der schrägen und zuletzt auch rutschigen Unterlage kam Frantisek nicht so schnell weg. Das heißt, er wich überhaupt nicht aus, und so prallte die lappige, dürre, stinkende, aber höchst gefährliche Gestalt gegen ihn.

Beide flogen zurück.

Marek hatte zwar noch seinen Pfahl in die Höhe gerissen, aber die Spitze war irgendwo am Mantel abgeglitten, hatte sich dann verhakt, und so kam es, daß der Blutsauger auf Marek liegenblieb und ihn mit seinem Gewicht in das knisternde Laub hineindrückte.

Allerdings hatte er zuviel Schwung gehabt, um sich an seinem Opfer festkrallen zu können, und so rutschte er über Marek hinweg, wühlte das starre, dichte Laub auf und glitt hinein, als wollte er sich in eine Höhle schwingen.

Marek nutzte die Gunst des Augenblicks. Er war nicht mehr so beweglich wie ein Dreißigjähriger, aber er wurde zu einem wahren Tier, wenn man ihn forderte.

Beide lagen auf dem Boden, doch Marek kam zuerst hoch. Er drückte sich sofort wieder zurück, als er sah, daß sich der Blutsauger drehte, um sich frontal auf ihn zu werfen. Es war wie bei vielen Vampiren. Sie drückten ihr Opfer auf den Boden und legten den Hals frei, um dann zubeißen zu können.

Marek wartete ab.

Der andere fiel auf ihn nieder.

Und er fiel genau in den alten Eichenpfahl hinein, den Frantisek blitzartig hochkant aufgestellt hatte.

Der Pfahl drang ein in den mageren Körper. Die Spitze hatte sich bis in das Herz des Blutsaugers gebohrt! Darin hatte Marek Routine, da kannte er sich aus, denn er wußte immer sehr genau, wohin er zu zielen hatte.

Der Pfähler, der seinem Namen wieder alle Ehre gemacht hatte, lag noch immer rücklings auf dem kalten Laub. Er hielt seine Waffe mit

beiden Händen fest. Er drückte sie noch hoch. Im Innern der Gestalt knirschte es wieder, dann senkte sie sich nach links, und sie rutschte dabei von der Waffe weg.

Neben Marek blieb der Blutsauger liegen.

Vernichtet, erlöst, wie auch immer. Aber er war nicht mehr in der Läge, seine Hauer in den Hals eines Menschen zu schlagen, um dessen Blut zu trinken.

Der Untote verging. Er lag mit dem Rücken im Laub, und es dauerte nicht lange, bis sein Gesicht und auch die bleichen Hände dieselbe Farbe angenommen hatten wie das Laub.

Erdig braun und in verschiedenen Grautönen, wobei aus den Löchern in seinem Körper stinkender Rauch stieg.

Marek rollte sich von den Resten weg. Er wollte nicht noch länger auf dem kalten Waldboden liegenbleiben. Llanfair war jetzt wichtiger, denn dort wurde er gebraucht.

Er stemmte sich hoch. Er keuchte, er zitterte vor Wut, und seine Worte zischten nur so über die Lippen. »Ich komme!« flüsterte er rauh. »Keine Sorge, ich komme…«

***

Jack Tarlington, der neben mir herlief, sagte nichts. Seine Furcht war ihm aber anzusehen und für mich zu spüren. Ich brauchte nur sein Gesicht mit den weit aufgerissenen Augen zu sehen, um zu wissen, was in diesem Mann vorging.

Die Angst um seine Tochter brachte ihn fast um den Verstand, und es gab den Punkt, da konnte er einfach nicht mehr an sich halten und mußte mit mir sprechen. »Mr. Sinclair, wenn sich diese Bestien an Lucy vergriffen haben…« Er holte tief Luft. »Verdammt, dann weiß ich nicht mehr, was ich noch machen soll. Dann ist mir alles egal.«

»Noch ist nicht klar, ob…«

Er faßte nach meiner Schulter und rüttelte mich während des Laufens durch. »Verdammt noch mal, John - ähm Mr. Sinclair, glauben Sie denn daran, daß wir Lucy noch in der Turnhalle finden können?«

»Ich gebe die Hoffnung nie auf.«

Er lachte nur scharf in die Kälte hinein. Wahrscheinlich war ihm bewußt gewesen, wie wenig überzeugend mein Argument geklungen hatte, und er beschleunigte seine Schritte, so daß er mich ebenfalls zu einer Steigerung des Laufens zwang.

Wir waren durch den Ort geeilt, hatten noch eine Abkürzung über eine Wiese genommen, waren dann durch einen Nutzgarten »gepflügt« und hatten einen Zaun überklettert.

Die Schule stand für sich. Bäume rahmten sie ein. Sie kamen mir jetzt vor wie die schwarzen Skelette irgendwelcher Riesen, die auf dem Weg von ihrer Welt hin zur Erde ihr Fleisch verloren hatten.

In der Schule brannte Licht. Auch vor dem Eingang stand eine Laterne, auf deren Pfahl es hell schimmerte, weil dort eine Eiskruste hinterlassen worden war.

Jack Tarlington erreichte den Schein der Laterne als erster. Er eilte auf die Glastür der Schule zu.

Um sie aufzudrücken, mußte er sich gegen einen waagerecht angebrachten Holzbalken lehnen.

Ich wartete noch draußen und sah ihn in der Schule verschwinden. Er blieb hinter der Glastür stehen. Dabei rief er den Namen seiner Tochter so laut, daß ich ihn verstehen konnte.

Nur mehr für die Dauer weniger Sekunden schaute ich mir die unmittelbare Umgebung an. Es war kein Blutsauger zu sehen, doch mein berühmtes Gefühl sagte mir, daß sie nicht mehr weit entfernt sein konnten. Sie kamen, denn sie wollten Blut, und ich hoffte, daß wir die kleine Lucy noch fanden, meinetwegen auch frierend auf der Toilette sitzend.

Als ich die Schule betrat und von der Restwärme dort umfangen wurde, starrte mich Jack mit Tränen in den Augen an. Er sah so hilflos aus, als er flüsterte: »Sie ist nicht hier, Mr. Sinclair. Verdammt noch mal, sie ist nicht hier. Ich habe ihren Namen gerufen, aber sie hat sich nicht gemeldet,«

»Noch ist nichts verloren«, erwiderte ich. »Haben Sie schon in der Turnhalle und auf den Toiletten nachgeschaut?«

»Nein, das nicht.«

»Dann kommen Sie.« Ich schob ihn vor, denn er kannte sich aus. Gemeinsam liefen wir durch den leeren und kahlen Flur. Das dünne Licht und die Laufgeräusche begleiteten uns.

Zuvor huschte ich noch in die Turnhalle. Mit einem Blick erkannte ich, daß sie menschenleer war.

Ich ging wieder zurück. Jack Tarlington stand vor der Tür zur Damentoilette und zitterte. »Ich traue mich nicht«, sagte er schluchzend. »Verdammt noch mal, ich packe es einfach nicht!«

»Okay, lassen Sie mich mal.«

Mit einer knappen Bewegung hatte ich die Tür aufgezogen und huschte über die Schwelle.

Der Waschraum war leer. Es gab auch keine Blutspuren. Eine zweite Tür führte in den eigentlichen Toilettenraum hinein, und dort entdeckten wir das erste Zeichen.

Oder war es ein Beweis?

Dicht vor unseren Füßen lag die Laterne des Mädchens, als hätte sie diese als Spur für uns zurückgelassen, auch, um uns zu beweisen, daß es sie in dieser Umgebung nicht mehr gab.

Jack Tarlington starrte den Mond an und konnte nicht sprechen. Er bewegte nur seine Lippen, und mit seinen Handflächen strich er über

die Wangen.

Ich war aktiver als er. Der Reihe nach riß ich die Türen zu den Toilettenkabinen auf.

Leer - leer - leer!

Die letzte knallte ich wieder zurück, verließ den Raum und sah mich auf der Jungentoilette um.

Dort war das Ergebnis das gleiche, und ich mußte leider zugeben, daß ich mich nicht geirrt hatte.

Lucy war verschwunden. Sie mußte oder sie konnte von der anderen Lucy geholt und weggeschleppt worden sein.

Ich traf Jack Tarlington noch immer in derselben Haltung, legte ihm eine Hand auf den Rücken und drückte ihn so herum. »Kommen Sie, Jack, wir werden jetzt gehen.«

»Lucy«, sagte er nur.

»Wir werden sie finden.«

»Ist sie…? - Nein, sie ist geholt worden. Ich weiß es. Eine - eine Untote hat sie entführt. Eine Lucy. Die blutige Lucy. Die verdammte Legende ist zur grausamen Wahrheit geworden. Lucy hat sich ihr Opfer geholt, eine Verwandte, die zu einem Vampir wurde, schaffte es…« Er fing plötzlich an zu schreien vor Wut, Zorn und Schmerz. Er konnte es nicht mehr verkraften und schlug mit den Fäusten gegen die Wand des Ganges.

Ich gab ihm eine gewisse Zeit, dann zog ich ihn weiter. Mit gesenktem Kopf trottete der Vater neben mir her, zerrissen von seinem inneren Schmerz. Ich konnte nachfühlen, was in ihm vorging, und auch ich fing an, diese Lucy zu hassen, die nicht mal vor Kindern haltmachte, wie auch ihre verdammten Vasallen, die sich bestimmt schon auf den Weg nach Llanfair gemacht hatten.

»Sagen Sie was, Sinclair. Sagen Sie irgend etwas, sonst - sonst drehte ich noch durch!«

Natürlich hätte ich etwas sagen können, aber jedes Wort war eigentlich fehl am Platze. Hätte es ihm geholfen, wenn ich ihm den Keim der Hoffnung einpflanzte?

Möglicherweise, aber sicher war es nicht, und ich dachte daran, daß ausgerechnet Lucy von der Urtante oder wie auch immer entführt worden war.

Warum sie? Sie hätte sich jedes andere Kind holen können. Hatte es vielleicht etwas zu bedeuten?

Wollte sie da verwandtschaftliche Dinge mit ins Spiel bringen?

Es konnte durchaus sein. Vielleicht hatte sich Lucy auch trotz ihres anderen Daseins an ihre eigene Kindheit und Jugend erinnert, und so wollte sie dafür sorgen, daß auch ein indirekter Nachkomme den gleichen Weg ging wie sie.

Wir erreichten den Flur. Wir sahen die Glastür. Sie wurde vom Licht

der Außenlaterne getroffen und war deshalb nicht in der Dunkelheit der Nacht abgetaucht.

Aber wir sahen noch mehr.

Zwei Gestalten, die sich vor der Tür bewegten und, so wirkten, als hätten sie gerade eine Höhle oder ein Erdloch verlassen, so schmierig waren sie.

Ich blieb stehen und wollte Jack Tarlington zurückhalten, damit er nicht auf die Tür zurannte. Aber er wußte von allein, was er zu tun hatte, ging nicht einen Schritt mehr weiter. Statt dessen drehte er mir den Kopf zu.

»Das sind sie, nicht?«

Ich nickte nur.

Tarlington drehte sich wieder um. Zugleich waren auch die beiden Blutsauger noch weiter vorgegangen und hielten den waagerecht angebrachten Balken fest.

Nicht nur fest.

Sie schafften es, die Tür aufzuziehen, um so schnell wie möglich an frisches Blut heranzukommen…

***

Aus dem Augenwinkel sah ich, daß Jack Tarlington etwas unternehmen wollte, was ich nicht gutheißen konnte. Wahrscheinlich tat er das Falsche, und meine Stimme klang hart, während und seine stinkende Wolke, von den Blutsaugern ausgehend, entgegenwehte. »Bleiben Sie ruhig, Jack! Tun Sie um Himmels willen nichts Falsches.«

Er blieb tatsächlich stehen, aber er stand noch immer unter Druck, wie sein heftiges Atmen bewies.

»Können Sie schießen?«

»Ja!«

Ich zog meine Beretta, zog ihn tiefer in die kleine Halle zurück und gab ihm meine Beretta. Die Zeit konnten wir uns nehmen, da die Blutsauger genug mit sich selbst zu tun hatten und auch mit der Tür, die ziemlich schwer war. So dauerte es eine Weile, bis sie eine Lücke geschaffen hatten, durch die sich die Körper zwängen konnten und dabei noch schräg gingen.

»Soll ich sie töten?« fragte Tarlington.

»Abwarten.«

»Warum denn?« keuchte er und hob die Beretta an. »Sie - sie haben meine Tochter.«

»Nicht sie, Jack, das war die blutige Lucy.«

Er wollte es nicht wahrhaben. Er starrte auf den ersten Blutsauger, während ich mein Kreuz hervorholte, was Jack nicht mitbekam. Dann feuerte er, was auch für mich überraschend war, und ich sah, daß er optimal getroffen hatte, denn das geweihte Silbergeschoß war genau

in den Kopf des Vampirs eingedrungen und hatte ihn teilweise zerstört. Auch der Körper war zurückgeschleudert worden.

Es sah für einen Moment so aus, als sollte er an der Tür klebenbleiben, dann aber sackte er zusammen und blieb auf dem Steinboden liegen.

Jack Tarlington lachte laut. Es war kein Lachen der Erleichterung. Er stand unter Streß, und er mußte so reagieren wie jemand, der seinem Erfolg nicht traute.

Der zweite existierte noch.

Er war verunsichert und verhielt sich wie ein Zombie, als er auf der Stelle blieb und sich dabeiùm die eigene Achse drehte, als suche er sein Blutziel.

Als Mensch war er sicherlich schon älter als sechzig gewesen. Er sah grau und faltig aus, die Lippen glichen Lappen, die er weit zurückgezogen hatte. Jeder sollte seine Hauer sehen, und seine Bewegungen hörten auf, als ich plötzlich vor ihm stand.

Diesmal mit dem Kreuz.

Ich drückte es gegen seine Brust.

Bereits die erste Berührung reichte aus, um ihn beinahe explodieren zu lassen. Die Kraft und die geballte Macht des Kreuzes war in seinen seelenlosen Körper hineingefahren und hatte diesen Verbund buchstäblich zerrissen.

Er brannte wie altes Papier. Das Feuer zerstörte ihn unter zischenden Lauten, und die Wolken, die ihn dabei begleiteten, stanken nach verkohltem Fleisch und angesengter Haut.

Wie ein Haufen mit Knochen gefüllter Asche breitete er sich auf dem Boden aus, nicht weit vom ersten entfernt, den Jack Tarlington erledigt hatte.

Jetzt stand der Mann da und schaute nur zu. Die Augen auf die beiden Reste gerichtet, aber mit seinen Gedanken sicherlich ganz woanders. Ich wollte ihn auch jetzt nicht fragen und an etwas erinnern, ich nahm ihm nur die Beretta aus der Hand und steckte sie wieder ein.

»Kommen Sie, Jack, hier werden wir nicht mehr gebraucht.« Ich führte ihn behutsam auf die Tür zu, die ich ihm öffnete. Um nach draußen gehen zu können, mußte er über die Reste der Blutsauger hinwegsteigen. Er stolperte durch den Schein der Laterne, dann schaute er mir entgegen, als ich die Schule ebenfalls verließ.

»John«, sagte er leise und wirkte jetzt wie ein Mensch, der aus einem tiefen Traum zurückgekehrt ist.

»Ja, was ist?«

»Sie sind tot, aber was ist mit Lucy? Was ist mit ihr, John? Ich will es wissen.«

Das hätte ich auch gern gewußt. Da dies aber nicht der Fall war,

konnte ich nur die Schultern heben…

***

Bill Conolly war froh, Suko an seiner Seite zu haben, denn mit seiner doch ruhigen und überlegenden Art hatte er es geschafft, Donna Tarlington wieder einigermaßen zu beruhigen, so daß sie nicht in Gefahr lief, einfach durchzudrehen.

Sie wäre am liebsten weggelaufen und hätte mutterseelenallein nach ihrer Tochter gesucht. Davon hatte Suko sie gekonnt und psychologisch geschickt ab halten können. Er hatte sie auch an ihre Verantwortung als Pädagogin erinnert und ihr erklärt, daß die anderen Weihnachtssänger in Sicherheit gebracht werden mußten.

»Und Lucy?«

»Vergessen Sie nicht Ihren Mann und meinen Freund John Sinclair. Ich bin sicher, daß sie etwas herausfinden werden. John ist kein Anfänger, er kennt sich aus.«

Suko wußte nicht, ob sie ihm geglaubt hatte oder nicht. Ihr Blick ließ jedenfalls nicht darauf deuten.

Er war noch immer mehr nach innen gekehrt.

Die Kinder waren natürlich verschüchtert. Sie hatten nicht begriffen, was um sie herum vorging, und sie wußten auch nicht, weshalb sie das Singen abbrechen sollten. Daß es so böse Menschen gab, die sich an Kindern vergingen, das war ihnen neu. Zum Glück kannten sie keine Einzelheiten, und man würde sie ihnen auch nicht so schnell mitteilen, das stand fest.

»Geht es Ihnen jetzt wieder etwas besser, Mrs. Tarlington?« fragte Suko.

Sie hob die Schultern. »Nein, es geht mir nicht besser, aber ich habe mich fangen können. Ich weiß ja, daß ich hier nicht schreien oder toben kann. Das würde weder uns noch den Kindern helfen. Ich reiße mich schon zusammen.«

»Sie müssen zu ihren Eltern. Wir persönlich bringen sie hin, Mrs. Tarlington.«

»Und was soll ich den Müttern und Vätern sagen, Suko? Die Wahrheit etwa?«

»Um Himmels willen, nur nicht!«

»Eben.«

»Sagen Sie ihnen, daß es zu kalt ist. Das werden sie schon einsehen. Wichtig ist nur, daß die Kinder von, der Straße kommen, denn hier können wir für nichts garantieren.«

»Aber Sie und Ihre Kollegen sind es doch gewohnt, die unheimliche Brut zu bekämpfen.«

»Das stimmt. Nur möchten wir keine anderen Menschen dabei in Gefahr bringen.«

Bill kam auf die beiden zu. Auch er drängte zum Aufbruch. »Wir wollten doch jetzt gehen«, schlug er vor und sah bei seinen Worten nicht eben glücklich aus.

»Hast du was bemerkt?«

»Noch nicht, Suko. Aber die Zeit rinnt dahin. Sie werden schlau sein und sich noch verstecken. Außer uns befindet sich niemand auf der Straße. Wenn ich mir überlege, daß uns diese verdammte Horde überfällt, dann kriege ich mehr als eine Gänsehaut.«

»Leider sind wir nicht allein.«

Bill besprach sich mit der Lehrerin, die dafür sorgen sollte, daß die Gruppe immer dicht beisammen blieb. Es war am besten, wenn die Kinder einen Pulk bildeten, hinter dem Donna Tarlington herging, wobei Suko und Bill den Pulk flankierten.

Wenn die Blutsauger angriffen, gingen sie davon aus, daß sie von der Seite her kommen würden.

»Sollen wir denn die Laternen ausmachen, Mrs. Tarlington?« fragte ein Junge, der seine Pudelmütze fast bis zu den Augen gezogen hatte.

»Nein, laßt sie leuchten«, sagte Bill. Er wußte, daß sich Kinder in der Dunkelheit fürchteten, und Lichtschimmer waren zugleich immer Inseln der Hoffnung.

Keines der Kinder tanzte aus der Reihe. Instinktiv hatten sie erfaßt, daß es sehr gut für sie war, wenn sie den Anordnungen der Erwachsenen nachkamen. Und sie rissen beim Gehen den Pulk auch nicht auseinander. Sie blieben dicht beisammen. Der Stoff ihrer Jacken und Anoraks schabte beim Gehen aneinander. Jedes Auftreten auf dem harten Boden war ein Echo zurück.

Donna Tarlington bewegte sich dicht hinter dem Pulk. Sie hatte dabei ihre Arme nach vorn gestreckt und die Hände auf zwei Schultern gelegt wie zum Trost.

Bill und Suko flankierten die Gruppe. Der Reporter stellte eine Frage. »Wo müssen wir das erste Kind abgeben?«

»Gleich links steht ein kleines Haus. Da wohnen die Camerons. Zu ihnen gehören zwei.«

»Gut. Sind alle aus diesem Ort?«

»Nein, nicht alle. Drei stammen aus dem Nachbarort. Aber für sie werden wir auch noch ein Versteck finden.«

»Sicher.«

Suko hielt sich aus dem Gespräch heraus. Bei ihm befanden sich die Augen in ständiger Bewegung.

Er blickte auch über die Köpfe der Kinder hinweg, um dort nachzuschauen, wo sich Bill bewegte.

Die Dunkelheit war dicht. Der Himmel sternenlos. Die nächste Laterne lag ziemlich weit entfernt.

Ihr Schein leuchtete auch in die Gasse hinein, in die sie abbiegen

mußten.

Fremde Geräusche hörten sie nicht, aber beide gingen davon aus, daß diese Ruhe trügerisch war.

Suko hätte sich gern Frantisek Marek mit seinem Pendel an seiner Seite gewünscht. Er hätte die Blutsauger sicherlich aufspüren können.

Etwas wehte ihm entgegen, mit dem er nicht zurechtkam, was auch nicht in diese klare Luft hineinpaßte. Es war ein fauliger Geruch, als hätten sich Pflanzen mit Erde vermischt, um dann zu einer fauligen Humusschicht zu werden.

»Halt!« sagte er nur.

Die Kinder blieben tatsächlich stehen. Nicht nur sie drehten ihm ihre Gesichter zu, auch Donna und Bill wollten wissen, was los war.

»Sie sind hier!« flüsterte Suko. »Ich habe sie gerochen, verdammt! Sie müssen in der Nähe sein…«

»Was schlägst du vor?«

Die Antwort konnte sich Suko sparen, denn die Blutsauger waren näher, als sie gedacht hatten.

Plötzlich tauchten sie zu beiden Seiten auf. Sie hatten sich in der Finsternis verborgen gehalten und nur auf einen günstigen Augenblick gewartet.

Wie Tote, die die Tiefe der Gräber verlassen hatten, um sich an den Lebenden zu rächen, erhoben sie sich aus ihren Deckungen und kamen als gespenstisches Heer auf ihre Opfer zu…

***

»Wo bringst du mich hin? Wohin gehen wir?« jammerte die kleine Lucy. »Ich kann nicht mehr.«

Die Blutsaugerin lachte. Sie zerrte ihr junges Opfer weiter. »Nicht mehr lange, kleine Lucy. Ich bringe dich zu einem Freund von mir, zu einem guten Freund.«

Das Mädchen befand sich in einem Zustand, der völlig neu war. Sie hatte so etwas in ihrem kurzen Leben noch nicht durchgemacht. Die Umgebung war zwar vorhanden, sie kannte sich auch hier aus, selbst in der Dunkelheit, aber trotzdem war ihr alles so fremd, und die direkte Umgebung schien wie ein Film an ihr vorbeigezogen zu werden. Hinzu kam die Kälte, die beißend in ihr Gesicht schnitt.

Lucy spürte sie als einen eisigen Wattebausch, der mit kleinen Glassplittern bestückt war, die allesamt in ihre Haut eindrangen.

Die beiden waren nicht durch den Ort gelaufen, sondern zu dem Hügel auf der gegenüberliegenden Seite, wo sich das Gelände gesenkt hatte. Kein Wald behinderte hier die Sicht bis zur Küste, wenn das Wetter klar war und die Sonne schien.

Etwas aber ragte auch in der Dunkelheit empor und war auch in der Nacht zu sehen.

Der alte Leuchtturm, der sich wie ein mächtiger Arm vom Boden her in den Himmel schob, als wollte er mit seiner Spitze die Wolken erreichen. In dieser Nacht berührte er sie nicht, da war die Decke ziemlich hoch, und das Mädchen, das von der Blutfrau weitergeschleift wurde, sah den Turm ebenfalls.

»Sollen wir dorthin?«

»Ja.«

»Nein!«

Der Schrei machte die blutige Lucy wütend. Sie riß ihre Geisel zu sich heran und schüttelte sie durch. »Wir werden dorthin gehen, verstanden? Ich werde dich da einem Freund vorstellen, der im Turm auf mich wartet. Ich werde ihm zeigen, daß wir Tarlingtons noch nicht völlig vergangen sind, und daß ich für einen gewissen Nachwuchs gesorgt habe, ohne selbst ein Kind geboren zu haben.«

Sie amüsierte sich über ihre eigenen Worte und schüttelte dabei den Kopf, während ein schon irre klingendes Kichern aus ihrem Maul drang.

Die Kleine stellte erst keine Fragen. Sie würde die Antworten ohnehin nicht begreifen, aber sie spürte doch, daß es dabei um sie ging, und daß das nicht eben gut für sie war.

Die blutige Lucy hatte sich wieder erhoben und war bereit, ihren Weg fortzusetzen, als sie erstarrte.

Sie sah jetzt aus wie eine Figur, die sich noch nicht entscheiden konnte, ob sie sich fallenlassen oder ob sie weitergehen sollte.

Ihr feines Gehör hatte einen verräterischen Laut vernommen. Gar nicht mehr weit entfernt, und sie spürte auch, daß irgendwo in der Dunkelheit etwas lauerte, mit dem sie nicht zurechtkam, weil es ihr feindlich gesonnen war, aber sie kriegte nicht heraus, wo der Gegner war. Und sie wußte auch nicht, um wen es sich handelte. Sie hatte keine Zeit, herauszufinden, wer sie da möglicherweise beobachtete. Der Leuchtturm war jetzt wichtiger, denn sie wollte dem Phantom beweisen, daß die neue Zeit schon begonnen hatte.

Wieder schnappte sie nach dem Mädchen. Ihr Griff war wie eine Klammer. »Komm jetzt!«

»Wohin denn?«

»Zum Leuchtturm, verdammt!« schrie sie.

»Aber das ist verboten!«

Die blutige Lucy lachte nur…

***

Marek hätte sich wohl fühlen können, aber er fühlte sich nicht wohl, obgleich er einen dieser verdammten Blutsauger vernichtet hatte. Es waren noch zu viele vorhanden; er kam mit dieser Brut einfach nicht zurecht. Er hatte sie ja gesehen, wie sie durch den Wald gehuscht

waren, um auf den Ort zuzulaufen, wo sich seine Freunde befanden, die das Grauen wohl mit ihren Mitteln in Empfang nehmen würden.

Das war sicher.

Das würde alles so glatt verlaufen, wie der Pfähler es sich vorgestellt hatte.

Und trotzdem steckte in ihm das Gefühl der Unsicherheit. Den Grund konnte er nicht nennen.

Er überlegte.

Ihnen nacheilen, die Freunde unterstützen oder zunächst noch abwarten und herausfinden, ob ihn sein Gefühl nicht getrogen hatte. Es drehte sich unbewußt um die mächtige Kraft des Vampir-Phantoms. Irgendwie beunruhigte es ihn schon, daß sich dieses Wesen in der letzten Zeit nicht gezeigt hatte, wobei Marek davon ausging, daß es sicherlich noch nicht aus dem Rennen war.

Da kam etwas hinterher, davon war er überzeugt, und sein Pendel würde ihm bestimmt helfen.

Er holte es wieder hervor und wollte es einsetzen. Die Wirkung setzte ein. Früher und stärker, als er erwartet hatte.

Das Pendel schwang aus, aber merkwürdigerweise nicht zum Ort hin, wo die Brut sein mußte. Es schlug mehr nach links, in eine Richtung, die Marek fremd war, aber er wußte auch, daß sich dort die Küste befand.

Das Pendel irrte nie. Dieser weite Ausschlag hatte etwas zu bedeuten. Deshalb überlegte der Pfähler nicht lange und machte sich auf den Weg zur Küste hin, nach Norden. Er wußte, daß das nicht falsch sein konnte.

Marek bemühte sich, seine Schritte so leise wie möglich zu setzen. Er rechnete immer mit einer Kontrolle oder einer Beobachtung. Sie waren überall, diese verdammten Vampiraugen, man sah sie nur nicht inmitten der Finsternis.

Dafür hörte er etwas.

Eine Stimme - nein, zwei Stimmen, und es befand sich keine dabei, die zu einem Mann paßte.

Zwei Menschen mit hellen Stimmen sprachen miteinander, und sie waren nicht einmal sehr weit von ihm entfernt. Einige Worte konnte er verstehen, und ein Begriff wurde dabei mehrmals wiederholt.

Leuchtturm!

Im ersten Moment konnte Marek damit nichts anfangen, bis ihm plötzlich einfiel, daß es diesen Leuchtturm ja gab. Er stand nicht weit vom Strand entfernt. Auf der Herfahrt hatten sie ihn gesehen, doch sie hatten geglaubt, er wäre außer Betrieb.

Marek wußte jetzt, daß er sich auf der richtigen Spur befand. Ob Zufall oder nicht, das war ihm egal. Es kam darauf an, einen Kampf zu bestehen und zu gewinnen.

Er lauschte weiter, aber die Informationen flossen nicht mehr. Dafür glaubte er, gewisse Geräusche zu hören, die durchaus von Füßen stammen konnten, die das harte Laub aufwühlten.

Sollte tatsächlich der Leuchtturm zum alles entscheidenden Ort werden? Die Spuren wiesen darauf hin, und Frantisek wußte auch, daß er etwas unternehmen mußte, und zwar sofort.

Er dachte aber auch daran, was ihm im Flugzeug widerfahren war. Noch einmal wollte er dem Vampir-Phantom nicht allein gegenübertreten. Er brauchte Unterstützung, und die würde er nur im Ort bekommen. Zumindest John wollte er dort wegholen, um mit ihm zusammen den Leuchtturm zu erreichen.

Wieder hatte es der Mann aus Rumänien eilig. Auch mehrmaliges Stolpern konnte ihn nicht davon abhalten, noch schneller zu werden. Marek sah die ersten Häuser, die Lichter wie einen schimmernden Glanz ferner Welten, und er hörte Stimmen.

Diesmal waren es zwei Männer.

John Sinclair und Jack Tarlington!

***

Wir waren beider derart überrascht, als Marek vor uns erschien, daß meine Hand schon zur Beretta zuckte, weil ich damit gerechnet hatte, von einem Vampir angefallen zu werden, aber es war »nur«

Frantisek Marek, der keuchend erschien und aussah, als wäre er um sein Leben gerannt.

Jack Tarlington trat zurück, als wollte er mir die Möglichkeit lassen, mit Marek zu reden, und so war es auch, aber er schaffte es noch nicht, auf meine ersten Fragen eine Antwort zu geben. Erst nach einer kurzen Erholungspause und dem heftigen Schnappen nach Luft war er in der Lage, mir eine Erklärung zu geben.

»John, ich habe sie gehört.«

»Lucy?«

»Ja.«

»Wo?«

»Sie wollen zum Leuchtturm.«

»Wer denn noch?«

»Ein Mädchen, glaube ich. Ein Kind.«

»Meine Tochter!« rief Jack Tarlington. Er hatte wohl schreien wollen, aber das war ihm nicht gelungen, denn sein Hals saß in diesem Moment der Überraschung einfach zu.

»Die beiden waren zusammen?«

Frantisek nickte. »Das hörte sich so an.«

»Und du weißt auch, wo du sie gesehen hast und wo sie unter Umständen hingehen wollen?«

»Ja, ja!« stieß er schnaubend hervor. »Es ist der Leuchtturm. Wir

haben ihn auf der Fahrt gesehen und…«

»Der Turm?« rief Jack. Er packte Marek und schüttelte ihn durch. »Sag es. Sag, daß es der Turm ist!«

»Das hörte ich.«

»Gott, er ist baufällig.« Der Mann erschlaffte und ließ Marek los. »Man soll ihn nicht mehr betreten.«

»Aber wir müssen dorthin«, sagte Marek und schaute mich an. »Oder bist du anderer Meinung?«

»Nein«, sagte ich.

»Ich gehe mit!« Tarlington wollte unbedingt, aber ich hatte etwas dagegen.

»Tun Sie mir einen Gefallen, Jack, und bleiben Sie hier. Ja, bleiben Sie hier im Ort - bitte.«

Er trat einen zögernden Schritt zurück. »Warum denn? Warum soll ich hier in Llanfair bleiben?«

»Weil es Gegner sind, mit denen Sie nicht zurechtkommen. Wir werden wahrscheinlich einem Feind gegenüberstehen, der schlimmer ist, als Sie es sich in Ihrer Phantasie ausmalen können. Und dieser Feind heißt nicht Lucy, das können Sie mir glauben.«

»Wer dann?«

»Gehen Sie zu den Kindern und Ihrer Frau. Erklären Sie ihr, wo wir sind. Alles andere wird sich geben.« Ich wartete seine Antwort nicht mehr ab und machte mich zusammen mit Marek auf den Weg.

Erst als wir außer Hörweite waren, sprach mich der Pfähler an. »Du hast es also nicht vergessen, John?«

»Das Phantom? Das Vampir-Phantom? Nein, Marek, das habe ich nicht, ganz und gar nicht.«

»Dann glaubst du auch, daß sich die blutige Lucy mit dem Phantom treffen will?«

»Ja, Frantisek«, erwiderte ich. »Und wir beide werden hoffentlich dabeisein…«

***

Blutgespenster!

Urplötzlich fiel Bill Conolly dieser Begriff ein, als er die schattenhaften Umrisse der Vampire sah.

Es waren Blutgespenster, die sich noch im Schutz der Nacht aufhielten, als wollten sie abwarten, was ihre Opfer, die Menschen, taten.

Die Lage stand auf der Kippe.

Noch hielten sich die Untoten zurück, als wollten sie mit einem Angriff so lange warten, bis sich die Kinder wieder bewegten und sie endlich zwischen sie fahren konnte, um sie zu Boden zu reißen, die Zähne in die Hälse schlagen und das Blut zu trinken.

Es war nicht klar, ob die Kinder die Blutsauger erkannt hatten. Aber sie spürten die Gefahr, und sie verhielten sich instinktiv richtig, denn keiner von ihnen sprach ein Wort. Sie standen da wie eine dicht gedrängte Herde von Schafen, die Fackeln in den Händen haltend, deren leichtes Material vom Wind erfaßt und bewegt wurde, so daß es auch Schatten gab, die über den Boden und die Kinder hinweghuschten.

Auch Donna Tarlington hatte ihren Platz nicht verlassen. Wie festgemauert stand sie hinter dem letzten Kinderpaar und hatte auch jetzt ihre Hände schützend auf die Schultern der beiden gelegt, als wollte sie für sie in den Tod gehen.

Die zierliche Frau hielt den Atem ebenso an wie Suko und Bill. Es war wirklich kaum etwas zu hören, auch die Vampire blieben noch im Dunkeln zurück, aber sie bewegten sich.

Es war Bill Conolly, der das bedrückende Schweigen schließlich brach. »Kannst du erkennen, Suko, mit wie vielen von unseren ›Freunden‹ wir es zu tun haben?«

»Nein, noch nicht.«

»Ich denke, daß es mehr als zehn sind.«

»Möglich.«

»Schaffen wir sie?«

»Durch Kugeln?«

»Klar.«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Suko zögernd. »Wir befinden uns hier nicht auf einem Schießstand, wo das Ziel unbeweglich ist. Wenn es losgeht, werden sie verdammt schnell sein. Einige können wir vielleicht packen, aber nicht alle. Sie werden sich auf die Kinder stürzen und…«

»Okay.«

»Wir können sie vielleicht…«

Suko kam nicht mehr dazu, seinen Vorschlag auszusprechen, denn ein jeder von ihnen hatte die schnellen Schritte gehört. In der Stille waren sie besonders gut zu hören, auch wenn sich der Läufer noch ziemlich weit entfernt befand. Er hatte es sehr eilig, näher zu kommen.

Selbst Donna Tarlington drehte sich um. Ihre Hände rutschten dabei von den Schultern der Kinder.

Sie starrte jetzt in Richtung Schule, und sie sah die schwankende Gestalt, die sich mit raumgreifenden Schritten näherte.

Es war ein Mann - ihr Mann!

»Da ist Jack!« keuchte sie. »Meine Güte, was ist da passiert?«

Keiner wußte es. Aber Jack konnte auch nicht ahnen, was hier bald ablaufen würde, deshalb ergriff Bill die Initiative und fuhr die Lehrerin an: »Laufen Sie! Laufen Sie zu Ihrem Mann! Stoppen Sie ihn!

Verdammt noch mal, stoppen Sie ihn!«

Sie tat noch nichts, denn Bills Rufe hatten sie irritiert, aber er schrie sie noch einmal an, und die Blutsauger fühlten sich ebenfalls angesprochen.

Sie hielten nicht mehr.

Ihre Gier war zu stark.

Von zwei Seiten fielen sie über die Menschen her und schafften es sogar, Donna Tarlington zu packen und zu Boden zu reißen…

***

Die Tür des alten Leuchtturms war geschlossen, aber nicht verschlossen. Mit der Schulter rammte Lucy Tarlington gegen dieses Hindernis und drückte es nach innen, wobei die Tür zuerst noch Widerstand entgegensetzte, dann über den Boden schleifte, wo bereits eine hellere Furche zu sehen war.

Das Kind unternahm einen letzten Versuch und stemmte seine Beine gegen den Boden. Gleichzeitig wollte es sich aus dem Griff der Untoten losreißen. Es war ein vergebliches Unterfangen. Lucy verstärkte ihren Druck und zerrte ihr Opfer über die Schwelle, wobei die kleine Lucy immer wieder jammerte: »Ich darf nicht in den Turm, es ist verboten, ich darf es nicht, ich darf es nicht…«

Die blutige Lucy zerrte sie hinein und wuchtete sie gegen die Wand, wo das Kind stehenblieb, mit offenem Mund, aber nicht atmend, denn ihm war die Luft weggeblieben.

Die Blutfrau ging auf ihr Opfer zu, und sie bewegte sich dabei leicht geduckt. »Wir werden jetzt die Treppe hochgehen. Ich will, daß du meinen Beschützer kennenlernst, und du wirst zuhören, wie ich ihn in meine Pläne einweihe. Verstanden?«

Sie konnte nicht mal nicken und ließ alles mit sich geschehen. So griff Lucy zu, zerrte sie zu sich heran und drehte sich mit ihr dorthin, wo die Treppe nach oben führte.

»Ich kann nicht!« jammerte Lucy schon nach den ersten Stufen. »Mein Rücken tut so weh! Du hast mich gegen die Wand geschlagen…«

Die Untote lachte nur. Für die Sorgen der Kleinen hatte sie kein Ohr. Es war wichtig, daß sie mit ihr ans Ziel gelangte, alles andere interessierte sie nicht, und deshalb machte sie weiter. Auch kümmerte sich die blutige Lucy nicht darum, daß menschliche Kräfte erlahmen können. Bei ihr war es nicht der Fäll. Sie lief weiter und weiter.

Aber Lucy sackte zusammen. Das Kind war einfach nicht mehr in der Lage, die hohen Stufen so rasch zu überwinden. Ihre Beine machten nicht mehr mit. Ihr Rücken schmerzte. Hinzu kam auch die Angst. Wenn die blutige Lucy höher ging, dann hielt sie sich irgendwo fest, wahrscheinlich an der Wand, und darüber kratzten auch die

Fingernägel. Gut hörbar.

Man hatte die Kinder immer gewarnt, den Leuchtturm zu betreten. Die alte Wendeltreppe war brüchig, der Turm instabil, doch der Gedanke an die Warnungen der Erwachsenen war nur mehr flüchtig. Die kleine Lucy mußte sich um andere Dinge kümmern. Sie wußte überhaupt nicht mehr, wo sie sich befand. Die Dunkelheit war schrecklich, die Wendeltreppe überhaupt nicht zu sehen, doch Lucy hatte Glück, daß sie die Stufen nicht öfter verfehlte, stolperte oder gar stürzte.

Die Blutfrau hielt sie eisern fest. Ihr Griff war nach wie vor wie eine harte Klammer, und so hatte das Kind keine Chance, sich daraus zu befreien.

Bis sie nicht mehr konnte.

Lucy brach zusammen! Sie fiel auf die Kanten der abgetretenen Stufen. Sie jammerte und weinte, und plötzlich ahnte ihre Peinigerin, daß etwas nicht stimme. Sie blieb stehen.

Das Mädchen wußte nicht, was in ihrer Nähe geschah. Es war einfach zu finster. Lucy vermutete, daß sich die grausame Frau vorbeugte, und Lucy spürte wieder deren kalte Hände in denen es überhaupt kein Gefühl gab. Sie drückten sich gegen ihre Wangen und hielten das Gesicht von zwei Seiten fest.

»Was ist denn los? Was ist los?«

»Kann - nicht - mehr…«

Aus dem Mund der Untoten löste sich ein grunzendes Geräusch. Sie wartete für einen Moment wie jemand, der erst noch nachdenken muß, dann aber packte sie zu.

Lucy schrie auf, als sie urplötzlich in die Höhe gerissen wurde und den Kontakt zu den Stufen verlor. Sie schwebte in der Luft, und eine schreckliche Angst überkam sie, als sie daran dachte, daß die andere Lucy sie jetzt in die Tiefe werfen konnte.

Aber das trat nicht ein. Die andere hielt das Kind fest. »Ich werde dich jetzt tragen!« flüsterte die blutige Lucy. »Ich trage dich wie ein Kind - wie mein Kind.« Sie lachte gackernd. »So etwas Ähnliches bist du auch für mich. Du bist mein Kind, ich bin deine Mutter, aber ich bin eine Blutmutter, verstehst du?«

Sie verstand, aber sie wollte nicht verstehen. Es war ihr egal. Sie fühlte sich zudem wie jemand, der den Boden unter den Füßen für immer verloren hatte und davonschwebte. Hinein in die Unendlichkeit. Hinein in die ewige Dunkelheit. Der Schwindel sorgte zudem für imaginäre Drehungen, und erst als sie den heftigen Ruck spürte, kam sie wieder einigermaßen zu sich.

Der Aufstieg ging weiter.

Stufe für Stufe einem unbekannten Ziel entgegen. Bei jeder Bewegung rutschte das Kind im Griff hin und her, aber ihre

Kidnapperin faßte jedesmal nach und hielt das Opfer fest.

Lucy verging fast vor Angst. Das Gefühl war so groß, daß es ihr schwerfiel, normal Luft zu holen.

Man hatte sie zwar gehalten, aber die Dunkelheit sorgte dafür, daß sich in ihrer Phantasie die schrecklichsten Bilder einfanden.

Lucy kam sich vor wie in einer dunklen Hölle, aus der jeden Augenblick schreckliche Gestalten vordringen konnten. Oder sie saß in einer Gondel, die aufwärts in Gefilde schwebte, wo unheimliche Gestalten auf knöchernen Thronen saßen, um sie in Empfang zu nehmen.

Dicht und kalt war die Finsternis. Sie umgab das Kind, dessen Bewußtsein manchmal regelrecht wegsackte und sie selbst dabei fortschwemmte. Dann war sie überhaupt nicht mehr vorhanden, körperlich und seelisch. So etwas hatte sie noch nicht erlebt und sich auch nie vorgestellt.

Doch sie schwebte noch immer in der unheimlichen Gondel. Immer höher, immer mehr dem Ziel entgegen, wo etwas wartete, mit dem sie überhaupt nicht zurechtkam.

Ein Monstrum. Eine andere Welt. Der Leuchtturm war nicht mehr so, wie sie ihn sich vorgestellt hatte. Er mußte sich verändert haben. Er war sehr hoch, aber es war auf keinen Fall der Himmel, in den sie hineingetragen wurde.

Nur Lucy atmete, die Blutsaugerin nicht. Lucy lauschte ihrem eigenen Keuchen, das in Intervallen über ihre Lippen drang. Die Angst hatte sie auch innerlich kalt werden lassen, und als die blutige Lucy sie schließlich ansprach, da klang ihre Stimme so weit entfernt und war kaum nachzuvollziehen.

»Das Ziel ist nah, sehr nah, kleine Lucy. Da wirst du ihn dann kennenlernen. Er freut sich auf dich. Er wartet schon. Und ich freue mich auf ihn, denn ich habe ihn gerettet, und er hat mich gerettet, das wollte ich dir noch sagen.«

Die andere konnte sagen, was sie wollte, Lucy verstand sie nicht. Man schleifte sie höher. Jetzt sogar schneller, und manchmal prallten ihre Füße gegen die Wand.

Bis plötzlich die Finsternis riß.

Es wurde nicht hell, nein, beileibe nicht, aber das graue Licht sickerte schon in die dichte Finsternis hinein und riß sie etwas auseinander.

Die Vampirin wuchtete Lucy hoch und stellte sie dann ruckartig ab. Damit hatte das Mädchen nicht gerechnet. Kaum stand es auf seinen Füßen, da brach es auch schon zusammen und wurde von der kalten Hand wieder in die Höhe gezerrt.

»Wir sind da!«

Lucy Tarlington sah dies als Aufforderung an, sich umzuschauen, was sie auch tat.

Getäuscht hatte sie sich nicht. Die Dunkelheit hier oben war nicht mehr so dicht wie noch im Bereich der Treppe. Die beiden hatten die Spitze des Leuchtturms erreicht. Er war zwar alt und mochte auch ein wenig baufällig sein, aber die Scheiben hatten die langen Jahre überstanden. Allerdings waren sie von außen ziemlich schmutzig.

Dahinter lag die normale Welt. Da fand sie den Himmel, die Wolken, und sie hätte auch auf das Meer schauen können. Statt dessen stand sie in einem fast leeren Raum und sah so gut wie nichts, denn jemand hatte die große Leuchte abmontiert. Es waren nur mehr Fragmente vorhanden, das Glas sah Lucy nicht mehr.

Dafür ihre Entführerin. Sie stand neben dem Kind, und sie bewegte ihren Kopf, als wäre sie dabei, nach etwas zu suchen. Hinter den Rücken der beiden gähnte der Einstieg zur Turmspitze. Ein dunkles Loch, hinter dem es stockfinster war.

Lucy dachte daran, daß sie aus eigener Kraft in der Finsternis die Treppe nicht hinablaufen konnte.

Sie würde sehr bald stolpern, dann fallen und war dann wohl bald tot.

Tot?

Etwas beschäftigte sich in ihrem Kopf mit diesem Gedanken. Neu für ein zehnjähriges Kind, das sich darüber noch nie im Leben Gedanken gemacht hatte.

Aber jetzt war er so nah - so schrecklich nah, als hätte er sie schon berührt.

Nein, es war ihre kalte Hand, die sich unter Lucys Kinn gelegt hatte. Durch einen leichten Druck zwang die Untote das Kind, in eine bestimmte Richtung zu schauen. »Da, Kleine. Sieh dorthin! Schau ihn dir an, und du wirst sehen, wer mich gerettet hat und wen ich habe retten können…«

Das Mädchen hatte keinen eigenen Willen mehr. Es tat alles, was man ihm sagte, und auch jetzt schaute es genau in die vorgegebene Richtung.

Sie sah die Gestalt.

Zuerst kriegte sie einen tiefen Schreck, denn sie hatte damit gerechnet, einen Menschen vor sich zu sehen. Da irrte sie sich. Was sich da in der Dunkelheit deutlich abzeichnete, konnte kein Mensch sein, Es war einfach zu breit, auch sehr hoch, aber es nahm noch in der Breite zu und wuchs zu einem gewaltigen Schatten heran.

Lucy schaute trotz ihrer Angst genau hin. Seltsamerweise wurde sie bei diesem Anblick klar im Kopf, der nämlich bei ihr einige Erinnerungen auslöste.

In der Schule hatten sie mal über Fledermäuse gesprochen. Sie waren auch in ein Museum gefahren, um sich die verschiedenen Rassen anzusehen.

Und diese hier?

Lucy wollte es kaum glauben, aber es gab keine andere Lösung für sie. So wie sich diese Gestalt verbreiterte, als hätte sie zwei riesige Flügel an den Seiten - das konnte nur eine Fledermaus sein.

Aber eine übergroße. Mächtiger als ein Mensch. Eine Riesenfledermaus, wie es sie eigentlich nicht gab oder nicht geben konnte.

Sie sah die Schwingen, sie sah auch den Körper, und sie sah einen Kopf. Mensch oder nicht?

Wahrscheinlich Monster. Als hätte er sich eine Maske über den Kopf gezogen. Das Gesicht war nicht zu sehen, bis das seltsame Licht erschien. Sehr schwach und bleich nur, und es umgab den Kopf der Gestalt, aber auch einen Teil des Körpers.

Lucy begriff die Herkunft dieses Lichts nicht. Es war keine Lampe eingeschaltet worden. Das Licht hatte sich einfach irgendwo gebildet und umleuchtete die Gestalt als fahler Schein.

Jetzt sah sie das Gesicht auch besser.

Nein, das war kein Gesicht.

Das war so etwas wie eine Maske, die dem Schädel eines Reptils nachgebildet worden war. Lucy kannte Schlangen und Echsen. Sie hatte Fotos und Zeichnungen von diesen Reptilien gesehen, und so ähnlich wie sie sah auch der Kopf der Gestalt aus.

Zwei Augen sah sie auch.

Rot. Sehr rot. Wie zwei Glutstücke. Unheimlich sahen die Augen aus. Als wären sie mit Blut gefüllt worden, und Lucy zuckte zusammen als sie die Berührung der Untoten spürte.

»Das ist er!« wisperte die blutige Lucy. »Das ist mein Helfer, mein Retter. Aber es ist auch der, den ich aus den Tiefen geholt habe, wo man ihn töten wollte. Man hat ihn in einen Sarg gelegt. Man hat einfach nur dafür gesorgt, daß er durch die Wellen schwamm. Irgendwann würde der Sarg schon zerstört werden, damit er in der Tiefe verschwand. Bisher ist das nicht geschehen. Ich habe genau gespürt, daß er zu mir hin unterwegs war. Ich sah ihn nicht, aber ich liebte ihn schon damals. Und eines Tages war es soweit. Da habe ich ihn an dem Strand unter unserem alten Haus gefunden und ihn aus seinem Sarg befreit. Jetzt ist er hier, und wir gehören zusammen.«

Um genau das zu demonstrieren, verließ die blutige Lucy die Nähe des Kindes und stellte sich vor ihrem Geliebten auf.

Lucy Tarlington hätte normalerweise weggeschaut oder ihre Hand vor die Augen gepreßt, denn was ihre angebliche Verwandte da getan hatte, das machte man nicht.

Sie hatte ihr Kleid ausgezogen.

Sie war nackt, fast nackt, trotzdem stellte sie sich genau vor die unheimliche Gestalt mit den roten Augen, die plötzlich ihre

schuppigen Arme mit den langen Krallen an den Händen bewegte und die nackte Lucy umfing. Es war eine zärtliche Bewegung, die das Kind nicht nachvollziehen konnte. Es war durch dieses Bild geschockt, und es hatte zudem noch nie in seinem Leben eine entblößte erwachsene Frau gesehen.

Die blutige Lucy lehnte sich gegen die Gestalt. Sie legte den Kopf dabei ein wenig schief und verdrehte die Augen, während sie lächelte und ihre Vampirzähne zeigte. »Wir gehören zusammen, Kleine. Ich liebe ihn. Er liebt mich. Und als Zeichen meiner großen Liebe zu ihm habe ich dich hierhergeschafft. Ich selbst verzichte auf dein Blut, kleine Lucy. Aber er soll es bekommen…«

***

Das Vampirpendel hatte ausgeschlagen. Sehr stark sogar. Und immer und immer wieder. Marek hielt es fest. Er ließ es nicht aus den Augen, während er neben mir herging. Immer nach Norden, immer der Küste entgegen, wobei wir uns noch nicht weit von Llanfair entfernt hatten. Das Dorf lag nur eine Steinwurfweite hinter uns, aber es war längst in Vergessenheit geraten, denn dieser Fall hatte eine neue Wendung erhalten, und wir konnten uns vorstellen, daß wir dicht vor einer Lösung standen.

Trotz aller Bedrängnis waren wir heilfroh, zu viert gefahren zu sein, so hatten Suko und Bill im Ort bleiben können, um sich dort um die Blutsauger zu kümmern, die gewissermaßen als Nebenprodukt abgefallen waren, denn tatsächlich ging es um andere Dinge, wie Frantisek und ich meinten. Die mußten wir jedoch noch aufdecken.

Das Vampirpendel schlug weiter aus, als hätte jemand dagegen geschlagen. Die Augen im versteinerten Gesicht der verbrannten Vampirin Zunita leuchteten in einem knalligen Rot, so stark, als wollten sie im nächsten Augenblick zerlaufen und als blutige Tränen über das Gesicht hinwegrinnen, bis hin zu dem offenen Maul mit den beiden spitzen Zähnen.

»Es ist der Leuchtturm!« sagte Marek immer wieder, wobei er Mühe hatte, die Worte auszusprechen. Wir waren schnell gelaufen. Das nagte bei einem älteren Menschen an der Kondition. Aber der Mann aus Rumänien machte weiter. Bei ihm hatte ich den Eindruck, als hätte man in seinen Körper einen zweiten Motor eingebaut, der immer dann angelassen wurde, wenn sich Vampire in der Nähe befanden.

Deshalb war er auch der Pfähler. Und er würde, wenn es nach ihm ging, in dieser Nacht seinem Namen wieder alle Ehre machen.

Der alte Leuchtturm war sichtbar. In der Dunkelheit ragte er wie ein starrer Schatten hoch, als wollte er mit seiner Spitze an den Wolken entlangstreichen. Die aber waren nicht zu sehen. Sie hingen in der Dunkelheit verborgen, als wollten sie das Gesicht des Himmels

verdecken, damit es die Schande auf der Erde nicht sah.

Wir wurden jetzt vorsichtiger. Ich riskierte es auch, mit der Lampe zu leuchten. Zwar war die Vorsicht da nicht mehr gegeben, doch wir hatten unsere Waffen gezogen und waren bereit, sofort zu schießen, falls einer der Bluttrinker in der Nähe auftauchte. Zudem hatte ich vor meine Brust das Kreuz gehängt. Dessen Metall schimmerte wie ein Stück Hoffnung in der Finsternis.

Der dünne Schein wurde schnell, als ich meine rechte Hand bewegte. Es gab keine Ziele, die er aus den Schatten hervorreißen konnte, denn um den Leuchtturm herum war das Gelände flach. Dort wuchs so gut wie nichts mehr, kein Baum, keine Sträucher. Aus dem Boden ragten dafür viele Steine.

Wir sahen auch den Eingang. Auf der Tür zeichnete das Ende des Strahls einen kleinen Kreis, und wir erkannten beide, daß sie nicht ganz geschlossen war.

Marek war schon näher an den Eingang herangeschlichen. Er ging geduckt. Das Pendel hatte er jetzt umgehängt, damit es ihn nicht störte. Vor der Tür blieb er stehen und winkte mir zu. Ich schaltete die Lampe wieder aus. Im Dunkeln blieb ich neben Marek stehen.

»Die Tür stand bestimmt nicht immer so offen«, flüsterte er mir zu. »Ich bin sicher, daß erst vor kurzem jemand hineingegangen ist.« Er wies mit dem Finger in die Höhe. »Da oben werden wir die blutige Lucy bestimmt finden.«

»Und hoffentlich das Kind.«

»Ja, natürlich. Ich frage mich nur, weshalb sie den Leuchtturm betreten hat. Bestimmt nicht, um dort oben ihre Ruhe zu haben. Sie hätte Lucys Blut auch irgendwo im Freien trinken können. Ich bin deshalb der Meinung, daß wir uns da oben auf eine Überraschung gefaßt machen können.«

»Kein Widerspruch.«

»Dann komm.«

Marek war nicht mehr zu halten. Er schob sich durch den breiten Spalt der Tür in das Innere des Turms hinein, in dem die Stille wie ein Block zwischen den Wänden lag und nur von unseren leisen Laufgeräuschen unterbrochen wurde.

Noch konnten wir uns hier unten einigermaßen orientieren. Wir entdeckten schattenhaft den Beginn der langen Wendeltreppe, die erst am oberen Ende des Turms aufhören würde.

Der Pfähler war nicht mehr zu halten, er übernahm die Führung. Ich blieb zwei Stufen hinter ihm, und ich wußte, daß es für den älteren Mann aus Rumänien nicht leicht werden würde, die vielen Stufen zu bewältigen.

Aber ich kannte ihn gut und wußte, daß er so leicht nicht aufgeben würde. Nicht Marek, der Pfähler.

Um uns herum war Nacht.

Wir stiegen die Treppe hoch, deren Stufen schon ziemlich angefressen und brüchig waren, durchzogen von Rissen und Spalten, in denen sich lose, kleine Steine gesammelt hatten, die unter dem Druck unserer Füße zerknirschten.

Es war wirklich eine Welt für sich, in der wir oft genug nicht die Hand vor Augen sahen, wobei die Dunkelheit nicht immer so tintenschwarz blieb, weil hin und wieder kleine, viereckige Löcher das Mauerwerk des Turms aufrissen und das nicht so ganz so dunkle Licht der Nacht durch die Öffnungen sickerte.

Frantisek keuchte. Er kämpfte sich Stufe für Stufe hoch. Ich kannte zwar engere Wendeltreppen, doch auch bei dieser konnte es einem schwindelig werden, aber Marek machte weiter. Er wollte sich keine Blöße geben, und er war für mich trotz der Dunkelheit auch gut zu erkennen, denn die Augen im versteinerten Gesicht der Zunita leuchteten auch weiterhin wie zwei kleine, rote Scheinwerfer.

Der Restschein der glühenden Augen glitt auch über Mareks Brust hinweg, so daß ich ihn gut erkennen konnte. Wie hoch wir waren, wußten wir beide nicht, und wir wußten auch nicht, was uns an der Spitze des Leuchtturms erwartete. Früher hatte dort einmal der Wächter gewohnt, das aber war lange her. Jetzt stand die Wohnung leer, und er war zu einem idealen Versteck für finstere Gestalten geworden, denn wer suchte schon in einem Leuchtturm nach Gestalten aus dem Schattenreich?

Weiter ging es.

Mareks Bewegungen waren langsamer geworden. Ich flüsterte ihm etwas von einer Pause zu, doch er schüttelte nur den Kopf. Anhalten wollte er nicht.

Es war mir nicht recht, daß er sich so verausgabte, aber irgendwann blieb er dann doch stehen.

Leicht schwankend, so daß ich ihm schon meine Arme entgegenstreckte, doch er konnte sich an der Wand abstützten.

Einige Sekunden vergingen, in denen er heftig schnaufte. Er ärgerte sich über sich selbst, das wußte ich, und er hatte große Mühe, mich anzusprechen und dabei leise zu sein. So klangen seine Worte mehr wie das Zischen einer Schlange.

»John, ich habe meine Schwierigkeiten«, sagte er. »Ich weiß es. Ich bin älter als du. Ich - ich komme kaum klar mit all diesen Dingen, aber eines ist sicher…«

»Was denn?«

Er nickte. »Moment, Moment. Das Pendel, John. Ich komme nicht mehr damit zurecht. Es spielt verrückt.«

»Wieso?«

»Schau es dir an.«

Um Marek zu erreichen, mußte ich zwei Stufen höher gehen. Auch mein Gesicht geriet in den rötlichen Schein. Mareks Züge sahen aus, als hätte sie jemand mit Blut angepinselt, aber noch roter und stärker leuchteten die Augen des vampirhaften Hexengesichts auf dem Stein.

»So stark«, flüsterte Marek. »So stark wie nie. Oder wie im Flugzeug, glaube ich.«

Es stimmte. Und ich sah noch etwas anderes. Das Gesicht hatte sich wieder etwas verschoben. Es war zur Seite hin gewandert, als wollte es den Stein verlassen. Dabei lieferte es uns den Beweis, daß sich das Vampir-Phantom in seiner Nähe befand.

»Es steht unter einem starken Einfluß, Frantisek, da hast du schon recht.«

»Das weiß ich, John. Ich befürchte nur noch mehr. Ich möchte nicht, daß es zerstört wird. Die Kräfte des Vampir-Phantoms sind verdammt stark. Sie können dafür sorgen, daß sich mein Pendel auflöst. Ich habe Angst, John.«

»Was sollen wir tun? Hast du einen Vorschlag?«

»Ja, den habe ich auch, auch wenn es mir schwerfällt, es dir zu sagen. Es kann sein, daß es besser ist, wenn du mich hier allein zurückläßt.«

»Du hast Angst um das Pendel?«

»Auch das, John. Ich muß mich nur erst erholen. Tut mir leid, aber das ist so.«

Ich nickte ihm zu. »Gut, ich werde weitergehen.«

Er drückte mir die Hand. »Hol das Kind raus! Ich werde versuchen, dir den Rücken zu decken.«

»Mach das.«

Nach dieser Antwort ließ ich Frantisek zurück und ging weiter. Wir hatten auch Glück gehabt; einige Treppen höher wirkte das Innere des Turmes plötzlich wie eine gewaltige Röhre, die Stimmen weiterleitete.

Ich hörte jemanden sprechen.

Für einen Moment hielt ich an, dann ging ich weiter. Diesmal aber auf Händen und Füßen. Ich wollte so wenig Geräusche wie möglich machen, und ein wenig später wußte ich, daß es genau der richtige Weg war, denn ich vernahm auch die Stimme eines Kindes.

Lucy war also da.

Und sie lebte.

Noch…

***

Donna Tarlington hatte sich bewegt, aber sie konnte nicht mal einen Schritt zur Seite gehen, als der Blutsauger sie anfiel und brutal zu Boden riß.

Es war eine schreckliche Gestalt. Sie bekam deren Anblick mit, als sie

sich zur Seite wälzte, und zufällig einen Blick in das schmutzige, breite und leicht bläulich schimmernde Gesicht warf, das zu einem völlig haarlosen Kopf gehörte.

Es sah nicht nur schlimm aus, er wollte seine Zähne auch in den Hals der Frau schlagen, die auf dem Rücken lag und sich zunächst nicht rühren konnte. Aus der Nähe mit dem Grauen konfrontiert zu werden, war schlimmer als das, was sie in der letzten halben Stunde durchgemacht hatte.

Die Wirklichkeit war für sie zu einem Alptraum geworden, der sie gefangen hielt.

Der Kopf des glatzköpfigen Vampirs ruckte nach vorn. Er war wahnsinnig in seiner Gier nach Blut, und er drückte die Schulter der Frau zu Boden.

In diesem Augenblick war Jack Tarlington da. Er hatte alles gesehen, zwar nur schattenhaft und verzerrt, aber immerhin, denn der helle Schein der sich bewegenden Laternen spaltete die Finsternis oft genug wie blank polierte Säbelklingen.

Und Jack trat zu.

Er schrie dabei. Er legte seinen Frust und die Angst hinein. Sein Schrei mischte sich in die ängstlichen Rufe der Kinder, und Jacks Tritt erwischte den Blutsauger voll.

Für einen Moment sah es so aus, als sollte ihm der Schädel vom Kopf gerissen werden. Er flog von Donna weg, hinein in die Kinder und brachte einige von ihnen zum Stolpern und auch zu Fall.

Jack riß seine Frau hoch, er wollte mit ihr weg, aber die Blutsauger waren da.

Sie hatten den Schutz der Finsternis längst verlassen und rotteten sich zusammen.

Noch war nicht ein Schuß gefallen. Bill und Suko hielten sich aus bestimmten Gründen zurück. Die Ziele waren bisher nicht so gut zu sehen gewesen, die beiden selbst standen noch im Licht der Laternen. Suko hielt seine Beretta in der rechten Hand, die ausgefahrene Dämonenpeitsche in der linken, und er hatte auch aus relativer Nähe mitbekommen, wie der Blutsauger durch den heftigen Tritt zur Seite und zwischen die Kinder geschleudert worden war, wo er wieder hochkam.

Er war noch immer das Tier, das Blut wollte.

Suko feuerte nicht. Das Risiko, eines der Kinder zu treffen, war ihm zu groß, dafür schlug er mit der Peitsche zu und streckte dabei seinen Arm weit aus.

Auch wenn eines der Kinder von einem Riemen getroffen wurde, das war nicht weiter tragisch, tödlich war ein solcher Treffer nur für einen Schwarzblüter.

Und der wurde erwischt. Zwei Riemen erwischten seinen haarlosen

Schädel, und die andere Magie des mächtigen Dämons Nyrana zerstörte die Bestie.

Sie riß noch die Arme hoch, aber der Schädel war bereits aufgeplatzt. Zwischen den Kindern sackte der Blutsauger zusammen, ohne sich danach zu rühren.

Er würde vergehen, verbrennen, innerlich und äußerlich zu Asche zerfallen, das aber war Suko egal.

Er mußte sich um die Kinder kümmern, wie auch Bill.

Die Jungen und Mädchen waren völlig verstört. Sie blieben aber dicht zusammen wie die berühmte Herde von Schafen, die bei einer drohenden Gefahr einen Pulk bildete.

So waren sie auch für die Blutsauger ideale Opfer, und das genau wollten Bill und Suko nicht.

»Die Kinder müssen weg!« brüllte der Reporter, der plötzlich auf einen Vampir schoß und ihm die Silberkugel genau in das Gesicht stanzte. Die Gestalt kippte um, und aus der Wunde rann eine breiähnliche Masse. »Die Kinder müssen weg!«

Suko wiederholte den Ruf. Und er handelte auch. Plötzlich war er bei ihnen, kümmerte sich erst einmal um sie und wußte sehr gut, daß ihm nur Sekunden blieben.

Er sah die angsterfüllten Gesichter der jungen Menschen wie Momentaufnahmen vor seinen Augen aufzucken. Die Laternen bewegten sich. Das Licht streifte auch ihn, und er hatte die Arme weit ausgebreitet, um zumindest einige der Kinder erwischen und nach vorn schieben zu können. Dabei hoffte er, daß ihnen die übrigen folgten.

Bill Conolly half ihm mit. In dieser Zeit waren die Blutsauger nicht mehr interessant, selbst die Tarlingtons begriffen, daß etwas getan werden mußte.

Endlich geriet Bewegung in die Kinder. Sie liefen zum Ort hin, wo es dunkel war, und sie blieben dabei auf der Straße, begleitet von den beiden Tarlingtons.

Suko und Bill waren nicht mitgelaufen. Sie wollten sich den Blutsaugern zum Kampf stellen, die sich glücklicherweise wegen ihrer Schwäche nicht so schnell bewegen konnten wie Menschen. Sie brauchten erst das Blut, um ihren grausamen Motor zu laden.

Die Deckung hatten sie verlassen. Sie waren auch Geschöpfe, die nicht großartig nachdachten. Blut war für sie Blut. Die Kinder waren ihnen zunächst entkommen. Zwei dieser Bestien hatten ihren voreiligen Einsatz mit der Vernichtung bezahlt. Ihre Gestalten lagen auf dem Boden und vergingen langsam.

In der Dunkelheit hatten sich die Blutsauger gefunden, und sie standen auch dicht beisammen, nicht so nah wie die Kinder, aber einen Pulk bildeten sie schon.

Vor ihnen, wie zwei Grenzwächter, die eine Horde Verbrecher aufhalten wollten, standen Suko und Bill.

»Wie viele sind es wohl?« flüsterte der Reporter.

»Keine Ahnung. Mehr als zehn.«

»Die Kugeln reichen doch…?«

»Ich hoffe es. Aber es gibt ein Risiko. Es darf nicht einer entwischen, das weißt du auch.«

»Sicher«, sagte Bill, »es wird auch keiner entwischen.« Er schaute direkt gegen diese Versammlung schrecklicher Gestalten. Bleich, verschmutzt, blutleer, nach neuer Nahrung gierend. Sie ließen sich nicht aufhalten. Sie kamen und blieben dicht beisammen, denn es gab für sie keinen Grund mehr, auszufächern, weil auch die beiden Menschen sich nicht bewegten und eintauchten in die Nacht.

Bill steckte seine Beretta weg.

Suko wunderte sich natürlich darüber. Er wollte schon eine Frage stellen, als der Reporter eine andere Waffe hervorholte. Es war die Goldene Pistole, die ultimative Waffe, die vernichtete, die auch für Menschen gefährlich wurde. War man erst mal in der mörderischen Schleimmasse gefangen, gab es kein Entkommen mehr.

»So«, sagte der Reporter, stellte sich breitbeinig hin und hob den Arm an.

Suko ging einen Schritt zur Seite und gleichzeitig auch einen zurück. Er wußte jetzt, daß er nur störte, denn mit dieser Aktion mußte Bill allein zurechtkommen.

Er wartete noch.

Der rechte Zeigefinger lag am Abzug der gefährlichen Waffe, die so gefährlich gar nicht aussah, denn sie erinnerte mehr an eine übergroße Wasserpistole, und auch ihr Inhalt, der vernichtende Schleim, war so gut wie farblos.

»Kommt schon!« flüsterte Bill. »Kommt her, ihr verdammten Bestien! Ich habe etwas für euch.«

Sie kamen, als hätten sie ihn tatsächlich verstanden. Sie waren von sich überzeugt, und sie wollten das Blut der beiden Menschen trinken. Alles andere interessierte sie nicht, denn sie bauten einzig und allein auf ihre Stärke.

Bill Conolly war ruhig, sehr ruhig - und dann drückte er ab!

***

Auch eine andere Person sprach beinahe die gleichen Worte wie Bill, als er zu den Vampiren geredet hatte. »Komm her, Kleine. Komm zu mir! Komm zu deiner alten Tante…« Die Blutsaugerin kicherte, als hätte sie selbst einen Witz gemacht.

Die andere Lucy schüttelte den Kopf. »Los, komm!«

»Nein!«

Die blutige Lucy lachte: »Du willst nicht? Du willst nicht gehorchen? Du bist ungezogen, wie? Weißt du, was man mit mir damals gemacht hat, wenn ich ungezogen war?«

»Ich will es nicht wissen!«

»Man hat mich in den Keller gesperrt. In einen dunklen Keller. Damals, in unserem Haus, das jetzt leer steht, aber bald wieder bewohnt sein wird, das verspreche ich dir. Du bist meinem Freund versprochen, und wenn du nicht kommst, dann werde ich dich holen. Ist das klar?«

»Ich, ich will aber nicht!« stotterte Lucy. Sie war von einer ihr bisher völlig unbekannten Furcht erfaßt worden. Die Angst schnürte ihr alles zusammen. In ihrem Kopf schien sich das Gehirn zu drehen. Noch immer schaute sie auf die nackte Frau und auf das Monster mit den beiden Flügeln hinter ihr. Sie konnte es nicht begreifen. Sie war taub, sie war stumm, sie bestand nur noch aus Angst, und sie hörte auch die Worte dieser schrecklichen Frau.

»Wenn du nicht kommst, dann hole ich dich!«

»Nein!« schrie Lucy. Es war ein Schrei wie eine Erlösung. Sie mußte einfach losbrüllen. Sie wollte nicht, daß sie ihr Blut ließ. Zudem konnte sie den Schrecken nicht begreifen. Da hatte sich eine Sperre in ihre gedankliche Welt gesetzt. Es war wohl der natürliche Schutz eines Kindes vor dem Unbegreiflichen, und sie dachte auch nicht mehr daran, daß ihr Blut diesem grausamen Etwas hinter ihrer angeblichen Tante gehören sollte. Auch der Weg hierher kam ihr in der Erinnerung nicht mehr so gefährlich vor. Sie wollte einfach nur weg, und wenn sie durch die Finsternis des Turmes fliegen mußte.

All diese Vorsätze drängten sich in ihrem Kopf zusammen und sorgten durch eine regelrechte Explosion dafür, daß sie den Vorsatz in die Tat umsetzte.

Diesmal schrie das Kind wütend auf, als es auf der Stelle kehrtmachte und losrannte.

Der Ausgang, die Treppe. Himmel, das konnte doch nicht so weit entfernt sein. Sie würde ihn finden, sie mußte ihn finden. Sie würde die Stufen hinunterrennen und…

Da war er.

Dicht vor ihr sogar!

Aber da war auch die Hand, die sich wie die Kralle eines Raubvogels in ihren Nacken schlug, zugriff, sie nicht losließ und hart herumwuchtete.

Und das Lachen hörte sich so fürchterlich an, als wollte es ihren Kopf zerreißen. Dann war wieder die Stimme da. »Hab' ich dich! Hab' ich dich endlich!«

»Nein, nein, nein!« Lucy kreischte. Sie wollte nicht. Sie warf sich vor, sie stemmte sich dabei gegen den Boden. Die Dunkelheit der Tür

lockte, in der sich plötzlich etwas bewegte, was auch die blutige Lucy wahrnahm, aber es war zu spät.

Der Schatten war plötzlich im Raum. Er hatte Gestalt angenommen. Er war ein Mensch, er war der Blonde, und etwas Hartes preßte sich gegen die Stirn.

Eine Stimme sagte: »Laß das Kind los, sonst schieße ich dir die geweihte Silberkugel durch den Schädel!«

***

Für einen Moment fror selbst bei einer Gestalt wie der blutigen Lucy ihre böse und gierige Gedankenwelt ein. Sie hatte den Mann gesehen, hatte seine Stimme gehört, und sie wußte, daß sie keiner Täuschung erlegen war. Der Druck an ihrem Kopf stammte nicht von einem Finger, sondern von der Mündung einer Waffe.

»Verstanden?«

»Ja. Aber wer bist du?«

»Ich heiße John Sinclair!«

»Auch du wirst hier sterben!«

Das hatte man mir schon oft genug gesagt. Ich kümmerte mich nicht mehr darum. »Das Kind!« flüsterte ich und drückte noch stärker zu.

»Ja, ist gut!« Lucys Hand löste sich aus dem Nacken der Kleinen, aber sie hatte noch einen Trick auf Lager, denn sie schleuderte das Mädchen zur Seite, und es stolperte bis zur Wand, wo es gestoppt wurde.

Ich schoß nicht.

Damit hatte die blutige Lucy gerechnet, und sie hatte sich auch wieder gefangen, denn die kicherte, bevor sie sprach. »Na, bist du jetzt zufrieden, Sinclair? Nein, du kannst es nicht sein. Du weißt zuwenig, du weißt nichts, gar nichts.«

»Geh zurück!« sagte ich. Sie hatte tatsächlich so etwas wie einen wunden Punkt bei mir getroffen.

Ich kannte die Zusammenhänge noch nicht, aber ich hatte bereits das Monstrum gesehen und fragte mich, ob diese Mutation zwischen Mensch und Fledermaus tatsächlich das Vampir-Phantom war.

Sie ging, ich folgte ihr, und die Mündung der Beretta blieb dicht an ihrem Kopf.

Lucy hockte auf dem Boden. Sie wollte nicht mehr weglaufen. Sie tat gar nichts. Ihr Blick war ins Leere gerichtet. Das seltsame Licht hinter der Mutation ließ sie aussehen wie einen Geist.

Lucy hielt den Kopf leicht schräg. Ihr Mund stand offen. Die Vampirzähne schimmerten. In der Ecke sah ich ihr Kleid liegen, und ich mußte zugeben, daß sie einen phantastischen Körper hatte.

Mich interessierte jetzt mehr ihr Beschützer, denn woher er stammte, das wußte ich leider nicht. Es konnte durchaus sein, daß sich

irgendeine Gruppe von Blutsaugern zusammengerottet hatte, über die mir noch nichts bekannt war. Und er sah auch weniger aus wie ein Phantom, sondern mehr wie eine Echse.

»Auf den Boden!« befahl ich. »Und auf den Bauch mit dir!«

Die blutige Lucy gehorchte. Sie zuckte aber zurück, als sie in die Nähe meines Kreuzes geriet, denn eine Berührung mit diesem Gegenstand war für sie absolut tödlich.

Als sie so lag, wie ich es haben wollte, blieb ich dicht neben ihr stehen, hielt aber die Mündung der Beretta schräg nach unten gerichtet und wollte mich endlich um das Blutgespenst kümmern.

Es kam mir zuvor, und zwar auf eine Art und Weise, mit der ich nie und nimmer gerechnet hätte. Er bewegte sich, was in seinem Fall sogar normal war, aber dann geschah etwas, das selbst mich überraschte. Plötzlich schälte er sich aus seiner grünlichen Echsenhaut, die tatsächlich so etwas wie ein Kostüm war. Auch die Arme verloren die Haut. Es gab keine Krallenhände mehr. Er schüttelte sein Kostüm ab, die Flügel verschwanden, und wenig später stand jemand vor mir, der auf den ersten Blick aussah wie ein Durchschnittsbürger.

Dunkel gekleidet, mit ebenfalls dunklen Haaren über dem bleichen Gesicht und einem Mund, der sich plötzlich zu einem Lächeln verzog, was mich irritierte.

Ich sah dieses Lächeln trotz der Finsternis. Es war wissend, es war auch irgendwo böse, und der Blick seiner Augen erinnerte mich an das Licht kalter Laternen.

Mein Mund war trocken geworden. Ich wußte selbst, daß ich hier etwas erlebte, das völlig neu für mich war. Ich kam damit nicht zurecht. Hier stand ein Machtfaktor vor mir, der mit einem Dracula II nicht zu vergleichen war.

Neben mir bewegte sich die fast nackte Lucy. Ich stellte blitzschnell einen Fuß auf ihren Rücken, und sie lag starr. Aber sie hatte gesehen, was vor ihr passiert war, und sie lachte deshalb leise auf und flüsterte vom Boden hoch. »Er ist gut, er ist besser! Er ist ein Phantom der Zeit. Er kann durch die Zeiten reisen. Und du wirst ihn nicht halten können. Niemand kann ihn halten…«

»Wer bist du? Welche Macht steht hinter dir?« unterbrach ich spontan.

Der Blutsauger lächelte. »Ich bin ein Phantom aus der Vergangenheit. Ich habe den Weg der Unsterblichkeit gefunden. Ich bewege mich durch die Zeiten. Nur einmal hat man mich überwinden können und dem Wasser übergeben, aber ich kam frei, und ich werde weiterhin frei sein, das kann ich dir versprechen.«

Log er? Stimmte es?

Ich kam damit nicht zurecht, weil ich einfach zu wenig von ihm

wußte.
»Du hast mich doch gesucht, nicht wahr?« flüsterte er mir zu.
»In der Tat, das habe ich.«
»Und jetzt bin ich hier. Aber nicht, um mich von dir vernichten zu lassen. Das schafft niemand, John. Ich bin zu gut. Ich bin ein Geist, ich bin ein Vampir, ich bin beides, und ich habe mir genau gemerkt, was du mit mir vorhattest.«
»Aber du hast keinen Namen?«
»Wer weiß…«
Etwas lenkte uns ab. Geräusche an der Tür. Ein heftiges Keuchen. Ich dachte plötzlich an Frantisek Marek, der mir Rückendeckung hatte geben wollen. Er hatte auch den letzten Rest der Wendeltreppe überwunden, aber er war nicht in Hochform. Das Treppensteigen hatte ihn schon angestrengt. Ich sah sein verzerrtes Gesicht, als ich einen Blick zur Seite und zugleich zurückwarf, und ich sah auch, daß er seinen Pfahl mit beiden Händen hart umklammert hielt, als wollte er sich daran festhalten.
»Gott«, sagte er nur. »Der Schatten, es ist der verdammte Schatten!«
Sein Pendel strahlte wie das Rücklicht eines Autos. Das Gesicht der Hexe darin zuckte. Es zitterte, und es hätte mich nicht gewundert, wenn es sich aufgelöst hätte.
Und auch das Vampir-Phantom war überrascht. Sein Gesicht bewegte sich. Es wollte etwas sagen, aber kein Wort drang über seine Lippen. Plötzlich dachte auch ich nicht mehr daran, zu schießen, denn zwischen dem Vampir-Phantom und dem Pendel mußte es einen Zusammenhang geben. Eire Brücke - wie bei Personen, die sich kannten.
»Zunita…« Er sprach nur das eine Wort, und er zuckte dabei zusammen.
Marek ging auf ihn zu.
»Zunita!« brüllte er. »Nein, nein, du bist tot. Du kannst nicht leben. Du bist verbrannt. Ich habe dich damals geliebt. Ich habe dich damals in den Flammen gesehen. Ich habe dich mitnehmen wollen. Du wolltest nicht. Zunita, du - du…«
Marek ging weiter, und seine Brust glühte wie Feuer. Der Stein war nicht mehr in seinen Umrissen zu erkennen, nur eine rote Sonne hing vor Mareks Brust.
Dann hörten wir eine leise, sehr weit entfernte Stimme, die eine flüsternde Botschaft brachte. Wer da sprach, fanden wir nicht heraus, aber die Worte galten dem Vampir-Phantom.
»Ich habe dich damals schon gehaßt. Ich habe mich gegen dich gewehrt. Du wolltest allen am Hofe Vlad Draculas die ewige Existenz geben, aber man hat dich nicht so weit vorgelassen. Ich habe es verhindert. Ich wußte von deinen außergewöhnlichen Kräften, die du

dir erworben hast. Ich will nicht, daß noch einmal das gleiche passiert. Nicht jetzt und…«

Marek ging noch immer weiter. Wie ein Schlafwandler schritt er nach vorn auf das Blutgespenst zu.

Er kümmerte sich nicht um die beiden so unterschiedlichen Lucys, für ihn gab es nur diese Gestalt, und sie war plötzlich von einem roten Schein umgeben, als der Pfähler zum Greifen nahe vor ihnen stand.

»Zunita ist stärker. Sie war damals schon stärker. Sie ist es heute noch. Sie will nicht, daß du Böses tust, das will sie nicht. Du bist ein Phantom, du sollst es bleiben.«

Noch während des Sprechens stieß Marek seinen Pfahl vor und mitten hinein in die Brust des Phantoms.

Aber kann man Phantome töten?

Das Monstrum zuckte. Es schien auf dem Pfahl zu tanzen, und das rote Licht des Pendels tauchte ein in den blutroten Schein der beiden Augen.

Kein Schrei war zu hören. Kein Laut. Nur das Licht blieb. Und in seinen Schein hinein drang eine zittrige Staubfahne, in die sich das Phantom aufgelöst hatte. Es war nicht mehr in der Lage gewesen, seinen Zustand zu verändern. Die Kraft einer längst verstorbenen und geheimnisvollen Person hatte ihn gebannt und Marek die Chance gegeben, diese Bestie zu vernichten.

Dieses Pendel war nicht nur einfach ein Stein mit einem Gesicht darauf. Es war mehr. Es war ein Stück Vergangenheit, in der noch die Kraft der alten Zeit steckte.

Noch sahen wir das Phantom. Der Körper stand als rötlich flirrendes Etwas in der Luft. Nur war kein Gesicht mehr zu sehen. Er blieb da, wo er war, und auch der Pfahl hatte keinen Widerstand mehr gefunden. Er zeigte jetzt ins Leere.

Marek zog ihn zurück.

Das Leuchten des Pendels schwächte sich ab. So bekam die Finsternis wieder die Überhand. Und sie schien Frantisek Marek gelähmt zu haben, denn er drehte sich mit einer ungemein müde wirkenden Bewegung um, wobei er noch den Kopf schüttelte, aber sein Pendel nicht aus den Augen ließ. Er würde nachdenken müssen, ebenso wie ich, aber wir kamen nicht dazu, denn es gab noch die blutige Lucy.

Und sie wollte eine Niederlage nicht wahrhaben.

Plötzlich sprang sie hoch. Ihre Handkante rammte unter meinen rechten Arm, der in die Höhe geschleudert wurde. Ich spürte zuerst den Schmerz und danach das taube Gefühl. Es sorgte dafür, daß es mir unmöglich war, auch nur einen Schuß abzugeben.

Die blutige Lucy hatte freie Bahn.

Sie wollte den Saft der Menschen.

Sie wollte das Kind!

***

Bill Conolly hatte geschossen. Die Vampire, die ziemlich dicht zusammenstanden, ahnten nicht, was da auf sie zukam. Es war ein ungewöhnlich dicker Schleimtropfen, und er bewegte sich nicht mal schnell auf sie zu, sondern etwas torkelnd, als würde ihn schon jetzt die Kraft verlassen.

Doch Bill wußte, daß dem nicht so war. Er konnte die Entfernung genau abschätzen, denn seine Goldene Pistole hatte er nicht zum erstenmal eingesetzt.

Und der Tropfen fand das Ziel.

Er klatschte gegen das Gesicht eines Vampirs mit dem Namen Simescu. Getreu seiner Rolle als Anführer hatte er sich von der Gruppe gelöst und führte sie an, aber der Tropfen erfaßte alle Vampire, die so dicht zusammenstanden.

Er dehnte und weitete sich innerhalb von Sekunden und schien dabei gefräßig zu sein. Seine Haut war dünn, schon hauchzart, dabei strapazierfähig und elastisch. So fest und elastisch, daß mit naturwissenschaftlichen Methoden dafür keine Erklärung gegeben werden konnte.

Keine Kugel durchschoß die dünne Haut. Feuer konnte sie ebenfalls nicht zerstören. Ein Messer rutschte ab. Mit Granaten verhielt es sich ebenso. Nur das Kreuz des Geisterjägers schaffte es, die Blase zu vernichten, und der kleine Pfeil der Goldenen Pistole, der sich unter dem Lauf befand und durch einen zweiten Abzug in Bewegung gesetzt werden konnte.

Damit wartete Bill. Er wußte, daß er den Vormarsch der Blutsauger gestoppt hatte. Und er wußte auch, daß sich in diesem Pulk keine Menschen mehr befanden, auch wenn die Vampire noch so aussahen und sich auch bewegten wie Menschen, so handelten, aber letztendlich nur gierig auf das Blut waren.

Bill hatte die Waffe sinken lassen. Suko stand dicht neben ìhm. Beide schauten zu. Sie hörten aus der Ferne die Stimmen der Kinder, und sie wußten, daß sie gerettet waren.

Kein Blutsauger würde ihnen gefährlich werden können, denn die dünne Haut hielt alle erfaßt. Sie hatte sich über sie gelegt wie ein zarter Film, aber in ihrem Innern sammelten sich bereits die Tropfen an der Decke, die immer mehr Nachschub bekamen, schwerer und schwerer wurden, bis sie schließlich wie ein tödlicher Regen nach unten fielen und natürlich die Körper der Blutsauger trafen.

Dort begannen sie mit ihrem zerstörerischen Werk. Die Vampire lösten sich auf. Zuerst fraß ihnen die Säure die Kleidung vom Körper, danach war die Haut an der Reihe, wobei zuerst die Gesichter in Mitleidenschaft gezogen wurden, denn dort wurde die Haut zu einem dicken Brei, der einfach von den Knochen herabrann, nachdem sie

sich gelöst hatte. Kein Tropfen Blut war zu sehen, die Vampire waren allesamt blutleer. Mit ihren skelettierten Köpfen und Händen bewegten sie sich wie Gespenster in einem Stummfilm.

Sie fielen übereinander. Sie versuchten verzweifelt, die Haut zu durchbrechen, aber sie schafften es nicht. Die magische Säure vom Planeten der Magier sorgte für ihre Auflösung, und auch die Knochen konnten ihr nicht widerstehen.

Suko und Bill schauten zu, wie sie in der Schleimsuppe am Boden schwammen und die Säure immer mehr von ihnen einfach fraß.

Dampf und Rauch schwebten über der Lache. Weitere Tropfen klatschten hernieder, und das große Oval blieb nicht mehr auf der Stelle. Wenn es sich einmal gebildet hatte, dann war es unersättlich.

Dann wollte es weiter vernichten, Leben fressen, und es hätte auch keine Rücksicht auf die beiden Männer genommen.

»Ist es schon soweit?« fragte Suko.

Bill nickte und hob seine Waffe.

Das Oval tanzte schwankend näher, und der Reporter drückte auf den zweiten Abzug.

Blitzartig verließ ein Pfeil die Goldene Pistole und traf direkt die Mitte des Ovals.

Es zerplatzte und verschwand zugleich, als wäre es nie zuvor vorhanden gewesen.

Nicht mal Knochenreste dieser Blutsauger blieben zurück. Als Erinnerung an diese zurückliegende grausame Zeit lag nur die Asche der beiden vernichteten Blutsauger auf der frostkalten Erde.

»Wir haben es geschafft«, sagte Bill, und die nächste Frage nach John und Marek stand in seinen Augen…

***

Die blutige Lucy war schnell, zu schnell für mich, aber nicht für Frantisek Marek, der wie aus einem nachdenklichen Traum erwacht war, als er die Bewegung der Untoten mitbekam. Es ging um Sekunden. In ihrem Blutdurst wuchsen die Untoten über sich selbst hinaus, und ein Kind konnte sich erst recht nicht gegen sie wehren.

Marek hatte die Erinnerung an das Vampir-Phantom zum Glück abschütteln können, und er war dabei, seinem Kampfnamen alle Ehre zu machen. Er hechtete der Blutsaugerin in den Weg, die nur Augen für das Kind hatte, aber den Mann über sich nicht sah. Dann stieß er zu.

Es war wirklich der letzte Augenblick gewesen, um zu einem Erfolg zu gelangen. Die blutige Lucy hatte bereits die Arme ausgestreckt, um das Kind zu packen, und ihre Hände hatten sich schon um die Fußknöchel gelegt, als Marek ihr seinen Pfahl in den Rücken rammte.

Er hatte hinter diesen Stoß eine derartige Wucht gelegt, daß er selbst

auf die Blutsaugerin fiel und den Pfahl unter sich begrub, so daß er nicht mehr zu sehen war.

»Stirb!« keuchte er. »Stirb, du Bestie! Du wirst kein Blut mehr trinken, du verfluchtes Untier!«

Ein mörderischer Schrei drang aus dem Mund der tödlich verletzten Vampirfrau. Zugleich schoß eine Welle von altem Blut hervor und breitete sich aus.

Es klatschte fast bis an meine Füße, denn ich war auf meinem Platz nicht mehr stehengeblieben und freute mich darüber, daß Marek es geschafft hatte.

Das Mädchen kriegte davon nichts mit. Das Grauen lief an ihr vorbei. Zwar hielt Lucy die Augen offen, aber ihr Blick war nach innen gerichtet. Vielleicht zauberte sie sich dort eine eigene, wunderschöne Welt, denn Kinder stehen ja manchmal unter einem wunderbaren Schutz, um dem Grauen zu entgehen.

Marek erhob sich mit schwankenden Bewegungen. Ich stützte ihn ab, während er tief ausatmete. Er betrachtete seinen Pfahl, sah die Nässe an der Spitze und nickte sich selbst zu. »Er und das Pendel, John, ich glaube, ich werde immer besser.«

»Das wirst du auch, alter Junge«, erwiderte ich und kümmerte mich dann um das Kind…

***

Auf meinen Armen trug ich die kleine Lucy nach unten. Marek leuchtete mit der kleinen Lampe vor uns her, damit ich die ausgetretenen Stufen nicht verfehlte und zusammen mit Lucy die Treppe hinabfiel. Wir hatten einen Fall gelöst, aber es waren trotzdem Fragen offen geblieben, wie so oft.

Draußen erwischte uns wieder die Kälte. Das Thermometer war noch weiter gefallen. Über uns hatten sich die Wolken verzogen, und ein voller werdender Mond schickte sein platinblondes Licht zur Erde.

Ich stellte Lucy auf die Füße, hielt ihre Hand fest, um sie zu wärmen.

Ihre eigenen Handschuhe hatte sie verloren, deshalb streifte ich ihr meine über, obwohl sie viel zu groß waren.

»Gehen wir jetzt nach Hause?« fragte Lucy.

»Ja, zu deinen Eltern.«

»Ich durfte gar nicht in den Turm. Jetzt bin ich doch dort gewesen«, sagte sie. »Komisch.«

»Manchmal macht man eben Ausnahmen.«

Lucy kicherte. »Ob Mum und Pa wohl schimpfen werden?«

»Bestimmt nicht.«

Die Kleine schwieg. Auch wir sagten nichts. Wir hatten sie zwischen uns genommen. Unter unseren Füßen knisterte wieder das gefrorene Laub, und wir freuten uns irgendwie über diese Geräusche, weil sie

einfach so echt klangen.
»Das war aber eine böse Frau«, sagte Lucy nach einer Weile, als wir schon die Lichter des Ortes erkannten.
»Nicht alle sind böse«, machte ich ihr Mut.
»Die war mit mir verwandt, nicht?«
»Ich vermute es.«
Lucy lächelte vor sich hin, was mich wunderte, aber ich stellte keine Frage mehr. Zudem war ich froh, daß sie das Thema nicht mehr anschnitt. Ich hoffte, daß sie die Erlebnisse schnell verkraften würde.
»Sie hat mich sogar richtig lieb gehabt!«
»Bitte?«
Lucy nickte heftig. »Ja richtig lieb. Es war toll.«
»Wo hat sie dich denn lieb gehabt?«
»Weiß ich auch nicht mehr.«
»Dann hast du das bestimmt geträumt.«
»Kann sein. Ich habe viel geträumt, glaube ich.« Sie lachte plötzlich und wollte, daß wir schneller gingen,- was wir auch taten. Mir und Marek allerdings waren ihre Worte schon seltsam aufgestoßen, aber wer konnte schon sagen, was im Kopf des Kindes vorging?
Jedenfalls atmeten wir auf, als wir die ersten Häuser sahen. Vampire entdeckten wir nicht. Der Ort lag auch in einer schon bedrückenden Ruhe vor uns. Die Gassen waren ziemlich finster. Das Licht hinter einigen Fenstern kam mir kalt vor.
Dann erreichten wir das Haus der Tarlingtons, und wir hatten die Tür noch nicht erreicht, als die Besitzer aus ihrem Haus stürmten und auf Lucy zuliefen.
»Meine Güte, Kind!«
Beide umarmten ihre Tochter, und wir standen etwas verlegen daneben. Ich schaute mich um, als ich die Stimme meines Freundes Bill hörte. Er hatte am Haus in einer Deckung auf Vampire gelauert, sollten den welche überlebt haben.
Suko war im Haus geblieben, aber auch er zeigte sich jetzt und winkte uns zu.
Wir gingen gemeinsam hinein. Die Wärme tat uns gut, und Donna Tarlington preßte immer wieder ihre Tochter an sich, streichelte ihr Gesicht, lachte und weinte zugleich, während Jack ziemlich verlegen neben uns stand und nicht wußte, was er sagen sollte.
Ich baute ihm eine Brücke. »Sie haben doch einen tollen Whisky, Jack - oder nicht?«
»Klar.«
»Dann wollen wir die Flasche mal leeren. Schließlich haben wir jetzt einen Grund.«
Ja, den hatten wir. Wir Männer saßen am Küchentisch zusammen, während sich Donna um ihre Tochter kümmerte und deren Zimmer

vorerst nicht verlassen würde.

Bill berichtete auch, daß er es dank seiner ultimativen Waffe geschafft hatte, die gesamte Brut zu vernichten, und daß niemand überlebt hatte. Das Vampir-Phantom aber würde uns nach wie vor noch Rätsel aufgeben. Seine Existenz hing auch mit dem Pendel zusammen, dessen geheimnisvollen Kräfte in der Vergangenheit, auch zur Zeit des Vlad Dracula, eine Rolle gespielt hatten.

»Ich nehme es erst einmal so, wie es ist«, sagte Marek. »Vielleicht ergibt sich später noch eine Chance, mehr darüber zu erfahren. Was meint ihr dazu?«

»Genau das!« sagte Bill Conolly und hob sein Glas. »Trinken wir auf die Vernichtung der Blutgespenster, Freunde - und darauf, daß sie nie wieder zurückkehren.«

Wenn es niemals zuvor einen Grund zum Anstoßen gegeben hatte, jetzt gab es ihn.

»Na denn, prost allerseits…«

ENDE des Dreiteilers